# Oceola.

## Ein Roman

vom

**Capitain Mayne Reid,**

Verf. von:

„Die Skalpjäger", „Die Freischaar", „Die Heimath in der Wüste", „Die Buschknaben", „Die Kriegsfährte", „Der Jägerschmaus".

Deutsch

von

**A. Kretzschmar.**

Vierter Band.

**Wurzen,**

Verlags-Comptoir.

1858.

Digitized by Google

# Oceola.

## Ein Roman

vom

**Capitain Mayne Reid,**

Verf. von:

„Die Skalpjäger", „Die Freischaar", „Die Heimath in der Wüste", „Die Buschknaben", „Die Kriegsfährte", „Der Jägerschmaus".

Deutsch

von

**A. Kretzschmar.**

Vierter Band.

**Wurzen,**

Verlags-Comptoir.

1858.

Digitized by Google

Digitized by Google

# Oceola.

---

## Vierter Band.



Digitized by Google

Digitized by Google

# Erſtes Kapitel.

## Geheimnißvolle Veränderung.

Es waren noch nicht viele Tage vergangen, ſo bemerkte ich eine plötzliche Veränderung in dem Benehmen Gallagher's — nicht gegen mich, oder gegen meine Mutter, ſondern in ſeinem Benehmen gegen Virginien.

Es war an dem Tage, nach dem ich die Unterredung mit ihr gehabt, wo ich dies zuerſt bemerkte. Ich gewahrte gleichzeitig, daß ihr Benehmen gegen ihn ſich ebenfalls geändert hatte. Die etwas kalte Höflichkeit, welche bis jetzt zwiſchen ihnen zu bemerken geweſen, ſchien plötzlich aufgethaut und ihre alte vertraute Freundſchaft wieder auf dem alten Fuße hergeſtellt zu ſein.



Digitized by Google

Sie ſpielten jetzt und ſangen und lachten mit einander, und laſen und ſchwatzten Unſinn, wie ſie ſonſt zu thun gepflegt.

„Ach,“ dachte ich; „es iſt leicht für ihn, zu vergeſſen. Er iſt nur ein Freund und kann natürlich nicht die Gefühle eines Bruders haben. Ihm verſchlägt es wenig, von welcher Art ihre geheimen Beziehungen ſind, oder mit wem ſie dergleichen unterhält. Was braucht er ſich um ihre Ungehörigkeiten zu kümmern? Sie iſt gute Geſellſchaft, und ihr angenehmes Weſen hat ihn bewogen, nicht länger bei jenem Verdachte zu verweilen, den er eben ſo gut gehegt haben muß als ich. Auf alle Fälle ſcheine ich ſeine Sympathie verloren zu haben, während ſie ſein Vertrauen und ſeine Freundſchaft wiedergewonnen hat.“ Anfangs erſtaunte ich über dieſe neue Phaſe in den Beziehungen unſeres Familienkreiſes — ſpäter ward ich dadurch verblüfft. Ich war zu ſtolz und zu pikirt, um Gallagher eine Erklärung abzuverlangen, und da er mir eine ſolche nicht freiwillig gab, ſo ſah ich mich genöthigt, in Unwiſſenheit zu verharren.

Ich bemerkte, daß meine Mutter dieſes veränderte Benehmen ebenfalls mit Verwunderung betrachtete, aber auch mit einem Gefühle von etwas verſchiedener Art — nämlich mit Argwohn.

Digitized by Google

Den Grund davon konnte ich errathen. Sie glaubte, daß die beiden jungen Leute einander zu lieb gewinnen lernten, und daß — trotzdem, daß er weiter kein Vermögen beſaß, als ſeine Gage — Virginia den kecken Soldaten ſich vielleicht zum Manne wünſche.

Natürlich konnte meine Mutter, die im Bezug auf ihre Tochter ſchon ihre feſtſtehenden Abſichten hegte, ein ſolches Geſchick nicht mit ruhigem Auge betrachten. Es war daher ganz natürlich, daß ſie das heitere Vertrauen, welches zwiſchen ihnen entſtanden, mit eiferſüchtigem Auge überwachte.

Ich hätte mich gefreut, wenn ich den Argwohn meiner Mutter hätte theilen können — ich wäre glücklich geweſen, wenn meine Schweſter ihre Neigung wirklich auf meinen Freund gerichtet hätte. Gern hätte ich ihn Bruder nennen wollen. Obſchon er kein Vermögen beſaß, ſo würde ich doch gegen ein ſolches Bündniß durchaus Nichts eingewendet haben.

Aber es fiel mir nie ein, daß zwiſchen den beiden jungen Leuten etwas Anderes beſtünde, als die alte muthwillige Freundſchaft, und die handelt nicht auf dieſe Weiſe. So weit als Capitain Gallagher in Frage kam, hätte ich meiner Mutter die Verſicherung geben können, daß ihre Befürchtungen unge-

Digitized by Google

gründet ſeien. Und dennoch konnten ſie einem Fremden, ja faſt einem Jeden, außer mir ſelbſt — als Liebende erſcheinen. Sie waren den halben Tag und die halbe Nacht beiſammen; ſie ritten mit einander in die Wälder und waren zuweilen ſtundenlang abweſend.

Ich bemerkte, daß meinem Kameraden mit jedem Tage weniger an meiner Geſellſchaft zu liegen ſchien. Noch ſonderbarer war, daß die Jagd ihn nicht mehr amüſirte.

Was ſeinen Dienſt betraf, ſo vernachläſſigte er denſelben auf unverantwortliche Weiſe, und wäre nicht der Lieutenant mit auf dem Platze geweſen, ſo fürchte ich, daß das Corps ſehr ſchlecht einexercirt worden wäre.

Im Laufe der Zeit ſchien es mir, als wenn Gallagher allmählig wieder geſetzter und ordentlicher würde. Es war dies beſonders der Fall, wenn meine Schweſter nicht ſichtbar war. Es war aber nicht die Miene, welche er nach unſerer Ankunft gezeigt, ſondern eine ganz andere.

Allerdings glich ſie dem Thun und Weſen eines Mannes, welcher liebt. Er zuckte zuſammen, wenn er die Stimme meiner Schweſter von draußen hörte; ſein Ohr erhaſchte jedes Wort von ihr, und aus ſeinen Augen ſtrahlte Freude, ſo oft ſie in das Zim-

Digitized by Google

mer trat. Ein oder zwei Mal sah ich ihn sie mit einem Ausdrucke betrachten, welcher mehr als Freundschaft verrieth.

Mein alter Argwohn begann wieder zu erwachen. Am Ende liebte er Virginien doch!

Allerdings war sie auch schön genug, um Eindruck selbst auf das Herz dieses kieselharten Soldaten zu machen. Gallagher war kein großer Verehrer der Damen im Allgemeinen. Man wußte, daß er niemals Eroberungen auf diesem Gebiete zu machen gesucht — ja, er fühlte sich unbeholfen und befangen in ihrer Gesellschaft. Meine Schwester schien die Einzige zu sein, in deren Gegenwart er geläufig oder unbefangen conversiren konnte. Liebte er wirklich?

Es hätte mich gefreut, zu wissen, daß dem so sei, dafern ich ihn der Erwiderung seiner Leidenschaft hätte versichern können — leider aber stand dies nicht in meiner Macht.

Ich fragte mich im Stillen, ob Virginia jemals an ihn als an einen Liebenden dächte; aber nein — sie konnte nicht — zumal nicht, wenn sie an jenen Mann dachte, welcher —

Und dennoch war ihr Benehmen gegen ihn zuweilen von der Art, daß Jeder, der ihr excentrisches Wesen nicht näher kannte, geglaubt haben würde,

ſie liebe ihn. Selbſt ich ward durch ihr Verhalten myſtificirt. Entweder hegte ſie ein Gefühl für ihn, welches über dem der bloßen Freundſchaft ſtand, oder ſie trug wenigſtens ein ſolches zur Schau. Wenn er ſie liebte und ſie es wußte, dann war ihr Verhalten im höchſten Grade grauſam.

Solchen Gedanken hing ich nach, obſchon blos dann, wenn ich mich nicht enthalten konnte, dabei zu verweilen. Sie waren unangenehm, zu Zeiten ſelbſt ſchmerzlich. Ich lebte in einem Labyrinthe des Zweifels und wußte nicht, was ich von Allem denken ſollte, was um mich her vorging, bis plötzlich vor meinem Blicke ein neues Kapitel in unſerer Familiengeſchichte aufgeſchlagen ward, welches im Bezug auf Geheimniß alle anderen verdunkelte.

Es ging mir nämlich eine Nachricht zu, welche, wenn ſie wahr war, alle dieſe neu entſtandenen Theorieen aus meinen Gedanken verſcheuchen mußte. Ich erfuhr nämlich, daß meine Schweſter Arens Ringzold liebte — mit andern Worten, daß ſie ſeinen Bewerbungen Gehör ſchenkte.

## Zweites Kapitel.

### Mein Nachrichtgeber.

Ich erfuhr Dies nämlich durch meinen treuen Diener, den Schwarzen Jake. Faſt jedes andere Zeugniß würde bei mir keinen Glauben gefunden haben, das ſeine aber war unwiderleglich. Obſchon Neger, beſaß er doch einen ziemlichen Scharfblick, während zugleich ſein Eifer bewies, daß er Das, was er ſagte, auch glaubte. Er hatte Gründe, und führte ſie an.

Ich empfing dieſe ſeltſame Nachricht auf folgende Weiſe:

Ich ſaß an dem Baſſin allein mit einem Buche in der Hand, als ich Jake's vertraute Stimme meinen Namen nennen hörte.

„Massa Georg!“

„Was giebt's, Jake?“ antwortete ich, ohne meine Augen von dem Buche emporzuheben.

„Ich haben gesucht ganzen Morgen. Massa Georg allein treffen. Ich möchten gern sprechen Etwas mit Massa Georg.“

Der feierliche Ton, der Jake's Stimme sonst nicht eigen war, erweckte meine Aufmerksamkeit. Ich klappte mechanisch mein Buch zu und schaute ihm in's Gesicht. Es war eben so feierlich, wie seine Worte.

„Du wünschest Etwas mit mir zu sprechen, Jake?“

„Ja, Massa, wenn Massa nicht Anderes zu thun haben.“

„O, durchaus nicht, Jake. Sprich nur immer weiter. Laß mich hören, was Du zu sagen hast. — Der arme Kerl,“ dachte ich, „er hat auch seine Sorgen. Irgend eine Beschwerde über Viola wird er anbringen wollen. Die verwünschte Kokette quält ihn mit Eifersucht — aber was kann ich thun? Ich kann sie nicht zwingen, ihn zu lieben — nein. Ein einziger Mann kann wohl ein Pferd an's Wasser führen, aber selbst vierzig sind nicht im Stande, dasselbe zum Trinken zu zwingen. Nein,

die kleine Kokette wird thun, was ſie Luſt hat, trotz aller Vorſtellungen von meiner Seite. Nun, Jake?"

„Nun, Maſſa Georg; ich miſchen mich nicht gern in Angelegenheiten von Familie — das thun Jake nie nicht; aber Maſſa ſehen, wie Alles ſchlimm gehen — Alles ſchlimm!"

„In welcher Beziehung denn?"

„Ach, Maſſa, junge Lady — junge Lady."

Sehr höflich von Jake, Viola eine junge Lady zu nennen!

„Du glaubſt wohl, ſie halte Dich zum Beſten?"

„Mehr als Jake, Maſſa Georg — mehr als Jake."

„Welch eine gottloſe Dirne! Aber vielleicht, Jake, bildeſt Du Dir dieſe Dinge blos ein. Haſt Du denn Beweiſe dafür, daß ſie untreu geworden ſei! Giebt es Jemanden, der ihr vorzugsweiſe Aufmerkſamkeiten erweiſ't."

„Ja, Maſſa, ſehr Jemand — noch niemals ſo ſehr, wie jetzt."

„Ein Weißer?"

„Gott allmächtige, Maſſa Georg!" rief Jake im Tone der Ueberraſchung, „wie reden Maſſa doch kurios. Freilich ſein ein weiße Mann. Nicht anderer als weiße Mann darf aufmerkſam ſein gegen junge Lady."

Ich konnte nicht umhin zu lächeln. Jake's eigene Hautfarbe betrachtet, ſchien er eine ſehr hohe Meinung von ſich und ſeiner Geliebten zu haben, wenn er glaubte, daß Keiner von ihrem eigenen Volke ſich ihr nähern dürfe. Ich hatte ihn ſchon ein Mal ſich rühmen hören, daß er der einzige Farbige ſei, welchem es vergönnt ſei, d o r t zu glänzen. Es war alſo ein weißer Mann, der ihn elend machte.

„Wer iſt es denn, Jake?" fragte ich.

„Ach, Maſſa, es ſein der Teufel Arens Ringzold."

„Was! Arens Ringzold! — Er hätte ſich in Viola verliebt!"

„In Viola! O Gott allmächtige, Maſſa Georg!" rief der Schwarze und verdrehete die Augen ſo ſehr, daß nur noch das Weiße davon ſichtbar war; „Viola! Gott allmächtige! Jake haben ja nicht ſprechen von Viola — gar nicht!"

„Nun, von wem ſprichſt Du denn?"

„O, Maſſa, ſagen ich nicht: junge Lady? Wer ſein das anders als Miß Virginia!"

„Ach, Du meinſt meine Schweſter! Dummes Zeug, Jake. Das iſt eine alte Geſchichte. Arens Ringzold hat ſich ſchon ſeit vielen Jahren um meine Schweſter beworben, aber ohne Ausſicht auf Erfolg.

Da brauchſt Du Dir keine Sorge zu machen, lieber Freund. Es iſt keine Gefahr vorhanden, daß ſie ihn jemals heirathe. Sie hat ihn nicht gern, Jake — ich möchte auch wiſſen, wer ihn gern hätte oder gern haben könnte — und ſelbſt, wenn ſie es thäte, ſo würde ich es doch nicht zugeben. Doch, es ſteht Nichts zu befürchten, und Du kannſt Dich daher in dieſer Beziehung vollkommen beruhigen."

Meine Worte ſchienen den Schwarzen nicht zufriedenzuſtellen. Er ſtand da und kratzte ſich im Kopfe, als ob er mir noch mehr mitzutheilen hätte. Ich wartete, daß er ſprechen würde.

„Entſchuldigen, Maſſa Georg; aber da ſind Maſſa Georg in große Irrthum. Ja, es waren eine Zeit, wo Miß Virginia ſich Nichts machen aus dieſe Schlange; aber Zeiten ſind anders — Vater — alte Spitzbube — ſein gegangen in andere Welt, junge Mann nun reich — große Pflanzer — größter am ganze Fluß — alte Miß, ſie laden ihn ein, Miß Virginia beſuchen — weil er reich — weil er gute Speculation."

„Das weiß ich Alles, Jake. Meine Mutter wünſchte es von jeher; aber das hat Nichts zu ſagen — meine Schweſter iſt ein wenig eigenſinnig und wird ganz gewiß ihren Willen durchſetzen. Es ſteht

nicht zu fürchten, daß sie ihre Einwilligung geben werde, Arens Ringzold zu heirathen.

„Entschuldigen, Massa Georg, entschuldigen nochmals. Ich sage, Massa sind in Irrthum; Miß Virginia willigen schon fast ein."

„Aber sage mir, wer hat Dir denn das in den Kopf gesetzt, lieber Jake?"

„Viola, Massa. Die Quadronin sagen mir Alles."

„Also seid Ihr wieder gute Freunde?"

„Ja, Massa Georg, wir wieder gute Freunde wie sonst. Jake hatten blos Verdacht — Jake hatten Unrecht. Viola gutes Mädchen — treu wie Kugelbüchse. Kein Verdacht mehr gegen sie von Jake — nein, kein Verdacht mehr."

„Ich freue mich, das zu hören. Aber sage mir, was hat sie denn Dir von Arens Ringzold und meiner Schwester erzählt?"

„Sie sagen mir Alles. Sie sehen Etwas alle Tage."

„Alle Tage? Es ist ja viele Tage her, seitdem Arens Ringzold das letzte Mal hier gewesen ist."

„Nein, Massa; da sein Massa wieder in Irrthum. Mr. Arens kommen alle Tage hierher — fast alle Tag."

„Unſinn; ich habe ihn ja niemals hier geſehen. Ich habe auch Nichts davon gehört, daß er ſeit meiner Rückkehr von dem Fort hier geweſen ſei.“

„Aber er ſein doch da geweſen, Maſſa — ich ſehn ihn ſelbſt. Er kommen, wenn Maſſa nicht da ſein. Er kommen, wenn Maſſa auf Jagd gehen. Jake ſehen ihn geſtern kommen, wenn Maſſa Georg und Mr. Gallagher waren fort bei Freiwillige — das ſein ganz gewiß.“

„Du ſetzeſt mich in Erſtaunen.“

„Das ſein auch noch nicht Alles, Maſſa. Viola ſagen, Miß Virginia ſein jetzt ganz anders, als wie ſonſt. Er ſprechen von Liebe — ſie nicht zornig mehr — ſie hören ihm zu. O, Maſſa Georg, Viola denken, ſie wird ihm geben Einwilligung in Heirath — das wären ſchrecklich — ſehr, ſehr ſchrecklich!“

„Jake,“ ſagte ich, „höre mich an. Du wirſt in der Nähe des Hauſes bleiben, wenn ich abweſend bin. Du wirſt Acht geben auf Jeden, der da kommt oder geht, und ſobald Arens Ringgold ſich zu einem Beſuche hier einfindet, kommſt Du ſo ſchnell als Du reiten kannſt zu mir, um es zu melden.“

„Gott Allmächtige, das thun Jake, Maſſa Georg. O, ich kommen ganz geſchwind — wie Blitz vom Himmel!“

Und mit dieſem Verſprechen verließ mich der Schwarze.

* * *

Trotz all' meiner Geneigtheit zum Unglauben konnte ich die mir auf dieſe Weiſe mitgetheilte Nachricht nicht unbeachtet laſſen. Ohne Zweifel war etwas Wahres daran. Der Schwarze war zu treu, als daß es ihm hätte einfallen können, mich zu hintergehen, und zu ſchlau, um ſich ſelbſt zu täuſchen. Viola hatte ſehr gute Gelegenheiten, Alles zu beobachten, was innerhalb unſeres Familiencirkels vorging, und welchen Beweggrund konnte ſie haben, ſo Etwas zu erſinnen?

Ueberdies hatte Jake ja Ringzold bei ſeinen Beſuchen auch ſelbſt geſehen — Beſuchen, von denen mir jetzt noch kein Menſch Etwas geſagt. Dies beſtätigte Alles.

Was ſollte ich daraus machen? Alſo drei Männer ſchienen hier als Bewerber aufzutreten — der Häuptling, Gallagher, Arens Ringzold.

„Iſt", fragte ich mich ſelbſt, „Virginie eine elende Kokette geworden, die es mit Keinem verderben will? Kann ihr wirklich an Ringzold Etwas liegen? Nein, es iſt nicht möglich!"

Ich konnte mir denken, daß ſie Zuneigung für

den Soldaten hegte — eine romantiſche Leidenſchaft, für den tapfern, ſchönen Häuptling, aber für Arens Ringzold — einen eingebildeten Gecken, der nichts Empfehlenswerthes hatte als ſeinen Reichthum — das erſchien mir ganz und gar unwahrſcheinlich. Natürlich ging der Einfluß von meiner Mutter aus, aber niemals zuvor hatte ich mir einfallen laſſen, daß Virginie] nachgeben würde. Wenn Viola aber die Wahrheit geſagt, ſo hatte ſie nachgegeben oder ſtand im Begriff, Dies zu thun.

„O, Mutter Mutter, wie wenig kennſt Du den Feind, den Du in Dein Haus aufzunehmen und als Dein Kind zu lieben gedenkſt!“

# Drittes Kapitel.

## Der alte Hickman.

Am nächstfolgenden Morgen begab ich mich, wie gewöhnlich, nach dem Rekrutenquartier. Gallagher begleitete mich, weil an diesem Tage die Freiwilligen eingemustert*) werden sollten und unsere Gegenwart nothwendig war, um ihnen den Eid abzunehmen.

*) In den Vereinigten Staaten errichtet ein Corps oder Regiment Freiwilliger sich selbst. Wenn die Zahl vollständig ist und die Offiziere gewählt worden sind und die Regierung ihre Dienste annimmt, werden sowohl Offiziere als Leute „eingemustert" oder mit andern Worten „vereidet," auf eine festbestimmte Zeit genau unter denselben Bedingungen und Gesetzen wie die regulären Truppen, für denselben Sold, dieselben Rationen u. s. w., zu dienen.

Es war eine ziemlich zahlreiche Schaar beisammen und bildete einen Trupp, dessen Anzahl imponirender war als seine äußere Erscheinung.

Es waren berittene Freiwillige; da aber ein Jeder sein eigener Quartiermeister gewesen war, so waren nicht zwei von ihnen gleichmäßig bewaffnet oder beritten. Fast Alle führten Kugelbüchsen, obschon auch einige Wenige darunter waren, welche die alte Familienmuskete mitgebracht hatten — eine Reliquie aus der Revolutionszeit — und Einige waren blos mit einfachen oder doppelläufigen Jagdflinten bewaffnet. Indessen waren diese, mit tüchtigen Rehposten geladen, immer keine verächtliche Waffe in einem Gefechte mit Indianern.

Pistolen gab es von mancherlei Art — von den ungeheuren, mit Messing beschlagenen Reiterpistolen an bis zu den kleinen Taschenpistolen — einfach und doppelläufig — aber keine Revolver, denn bis jetzt war der berühmte Colt*) noch nicht auf der Bühne des Grenzkrieges erschienen.

*) Das zuerst mit Colt's Pistolen bewaffnete Corps war das Regiment der texanischen Tirailleurs. Die erste Erprobung dieser Waffe geschah in dem Kriege zwischen den Vereinigten Staaten und Mexiko, in einem Scharmützel mit der Guerrillaschaar des Padre Jaranta. 125 Guerril-

Jeder Freiwillige führte sein Messer — einige dolchförmig mit verzierten Griffen, während die größere Zahl lange scharfe Klingen waren, ähnlich denen, welche bei den Fleischern gebräuchlich sind. In den Gürteln Vieler staken kleine Beile, eine Nachahmung des indianischen Tomahawks. Diese sollten dem doppelten Zwecke dienen, einen Weg durch das Unterholz zu bahnen oder einem Wilden den Schädel einzuschlagen, je nachdem nun die Gelegenheit sich darbot.

Die Rüststücke bestanden aus Pulverhörnern, Kugeltaschen und Schießtaschen, kurz, der gewöhnlichen Jagdausrüstung des Grenzbewohners oder Jagdfreundes, wenn er auf die Hirschjagd geht.

Die Pferde dieses Trupps waren eben so verschieden als die Waffen und Rüststücke — Pferde von dreizehn bis siebzehn Hände hoch.

Man sah hier den hohen, starkgebauten Hengst, das etwas schwerfällige Ackerpferd, den kräftig gebauten Gaul von andalusischer Race*), das hagere, abgetriebene „Beest," welches den halbzerlumpten

leros wurden durch diese so wirksame Waffe in weniger als fünfzehn Minuten kampfunfähig gemacht.

*) Das Pferd ward in Florida durch die Spanier eingeführt, daher die Race.

Squatter auf dem Rücken trug, neben dem prachtvollen arabiſchen Kriegsroſſe, auf dem ein flotter junger Pflanzer ſaß, der ſich darauf ſowohl als auf ſeine ſonſtige brillante Erſcheinung nicht wenig zu Gute that.

Nicht Wenige ritten auch Maulthiere, ſowohl von amerikaniſcher als ſpaniſcher Abkunft, und dieſe ſind, wenn ſie gut zugeritten ſind, obſchon ſie dem Pferde bei einem Angriffe nicht gleichkommen, doch eben ſo gut in einem Feldzuge gegen einen indianiſchen Feind. In Dickigten — durch Gehölz, wo der Boden ſumpfig, oder mit Baumſtämmen, abgebrochenen Aeſten und dergleichen bedeckt iſt, geht das Maulthier ſicher den Weg, während das Pferd in Gefahr iſt, einzuſinken oder zu ſtolpern. Einige der erfahrenſten Hinterwaldsjäger geben daher auf der Jagd dem Maulthiere vor dem feurigen Araberroſſe den Vorzug.

Bunt auch waren die Trachten des Reitertrupps. Es gab Uniformen oder Halbuniformen, die von einigen der Offiziere getragen wurden — unter den Gemeinen aber waren nicht zwei auf ganz ähnliche Weiſe coſtümirt: Ueberwürfe von rothem, blauem und wollenem Stoffe, rothe Flanellhemden, Jacken von brauner oder weißer Leinwand — einige von gelbem Nanking, einige von himmelblauer Cottonade,

Jagdhemden von gegerbtem Wildleder nebst Moccasins, Stiefeln von Roß- oder Alligatorhaut, mit Einem Worte, jede Gattung von Fußbekleidung, die in den ganzen Vereinigten Staaten anzutreffen ist.

Die Kopftracht war eben so mannichfaltig und phantastisch. Hier waren keine steifen Tschackos zu sehen, sondern Mützen von Thierfellen und Wolle, Filz, Stroh und Palmenblättern, breitkrämpig, auf- oder niedergekrämpt. Einige trugen Fouragiermützen von blauem Tuche, welche ihren Besitzern einen gewissen militairischen Anstrich verliehen.

In einer einzigen Beziehung herrschte unter dem Trupp eine gewisse Uebereinstimmung — Alle waren kampfbegierig und brannten nach einem Kampfe mit den verhaßten Wilden, welche im ganzen Lande solche Räubereien und Gräuel verübten. Wann ging es denn endlich los? dies war die Frage, welche in den Reihen der Freiwilligen fortwährend gethan ward.

Der alte Hickman befand sich mit unter den Rührigsten. Sein Alter und seine Erfahrung hatten ihm durch freie Wahl zu dem Range eines Sergeanten verholfen, und ich hatte viele Gelegenheiten, mich mit ihm zu unterhalten. Der Alligatorjäger war noch mein treuer Freund und den Interessen meiner Familie zugethan. Gerade an diesem Tage war ich

zufällig mit ihm allein und er gab mir einen Beweis von seiner Anhänglichkeit, indem er freiwillig eine Conversation begann, die ich nicht von ihm erwartet hätte. Er begann auf folgende Weise:

„Ich will mich gleich von einem Indianer scalpiren lassen, Lieutenant, wenn ich den Gedanken ertragen kann, daß dieser Kerl Eure Schwester heirathen soll."

„Meine Schwester? wer denn?" fragte ich mit einiger Ueberraschung. Meinte er Gallagher?

„Nun, wen denn sonst als den Kerl, von dem überall die Rede ist — den niederträchtigen Schlingel Arens Ringzold."

„Ah, den meint Ihr? Alle Leute sprechen davon, sagt Ihr?"

„Ja wohl — in der ganzen Gegend geht die Rede davon. Ich dürfte nicht an Eurer Stelle sein, Georg Randolph. Eure Schwester — das niedliche Kätzchen — ist das schönste Mädchen weit und breit, und es ärgert mich, daß so ein Kerl sie kriegen soll, der trotz aller seiner Dollars doch nur ein elender Wicht ist. Ich sage Euch, Georg, er wird sie auf ihre ganze Lebenszeit unglücklich machen, das prophezeie ich Euch!"

„Es ist sehr freundlich von Euch, Hickman, daß Ihr mir einen guten Rath geben wollt, aber ich

glaube nicht, daß das Ereigniß, welches Ihr fürchtet, jemals zu Stande kommen werde.“

„Aber warum reden denn die Leute davon? Jedermann ſagt, daß es geſchehen werde. Wenn ich nicht ein alter Freund Eures Vaters wäre, Georg, ſo würde ich mir nicht die Freiheit genommen haben, von der Sache zu ſprechen. Aber ich war ſein Freund, und ich bin auch Euer Freund, deßhalb hab' ich von der Sache angefangen. Man ſpricht viel von den Indianern; aber kein Indianer in ganz Florida iſt ein ſo großer Spitzbube, wie dieſe Ringzolds, Vater und Sohn, und die ganze Sippſchaft. Der Alte hat ſich von der Erde gedrückt, und wo er hingekommen iſt, das iſt keinesfalls ſchwer zu ſagen. Der Teufel hat ihn jetzt in den Klauen und wird ihn hoffentlich jetzt für die Schandthaten züchtigen, die er hier begangen hat. Er wird richtig für die Art und Weiſe ausgezahlt werden, auf welche er die armen Miſchlinge auf der andern Seite des Fluſſes behandelt hat.“

„Die Powells?“

„Ja — es war das die größte Niederträchtigkeit, die mir in meinem Leben vorgekommen iſt.“

„Ihr wißt alſo, was den armen Leuten begegnete?“

„Ja wohl, weiß ich es — ich kenne das ganze Spiel; es war die unverschämteste Gaunerei, mit der jemals ein Weißer, und zwar ein Weißer, der sich einen Gentleman nannte, sich befaßt hat."

Hickman begann nun auf meinen Wunsch, mit größerer Genauigkeit, als ich bis jetzt gehört, die Thatsachen zu erzählen, welche sich auf die Beraubuug der armen Familie bezogen.

Aus seiner Erzählung ging hervor, daß die Powells nicht freiwillig von der Pflanzung fortgegangen waren, daß im Gegentheil dieser Wegzug für die verlassene Witwe das Peinlichste von Allem gewesen war. Nicht bloß war das Grundstück von großem Werthe — das beste im ganzen Districte — sondern es war für sie auch der Schauplatz eines glücklichen Lebens gewesen — eine Heimath, die ihr durch die Liebe, durch das Andenken an einen liebenden Gatten, durch jedes Band der Herzensneigungen theuer gemacht worden war, und von der sie sich nicht eher getrennt hatte, als bis sie durch den starken Arm des Gesetzes — durch den Stab des Sheriffs davon vertrieben worden war.

Hickman war bei der Abschiedsscene zugegen gewesen und schilderte sie in rauher, aber gefühlvoller Weise. Er erzählte mir von der Trauer, welche

die Familie beim Scheiden zu erkennen gegeben, von den entrüſteten Vorwürfen des Sohnes — von den Thränen und Bitten der Mutter und Tochter — wie die verfolgte Witwe Alles geboten hatte, was man ihr noch gelaſſen — ihr perſönliches Eigenthum — ſelbſt die Kleinodien und Juwelen — Andenken, die ſie noch von ihrem verſtorbenen Gatten beſaß, — wenn die Schurken ſie nur im Beſitze des Hauſes laſſen wollten — der alten Heimath, die ihr durch ſo viele unter ihrem Dache zugebrachte glückliche Jahre heilig gemacht worden.

Ihre Anſprache aber war vergebens. Der herzloſe Verfolger war ohne Mitleid und ſie ward hinausgetrieben.

Von allen dieſen Dingen ſprach der alte Jäger ausführlich und gefühlvoll, denn, obſchon ein Mann von etwas gemeiner Ausdrucksweiſe und rauhem Aeußerem, war er doch ein Mann, deſſen Herz von Menſchenliebe ſchlug und der die Ungerechtigkeit haßte.

Er hatte keine Freundſchaft für Menſchen, die Nichts thaten als Böſes, und verabſcheute die ganze Sippſchaft der Ringzolds.

Seine Erzählung entzündete in mir wieder die Entrüſtung, welche ich empfunden, als ich das

erſte Mal von dieſer grauſamen That hörte, und meine Sympathie für Oceola, die durch meinen kürzlichen Argwohn unterbrochen worden, ward faſt wiederhergeſtellt, als ich die Geſchichte des ihm widerfahrenen Unrechts anhörte.

# Viertes Kapitel.

## Ein eiliger Bote.

Ich war in Hickman's Begleitung ein wenig von dem großen Haufen hinweggegangen, um mich ungenirt mit ihm unterhalten zu können.

Der alte Jäger wurde in seiner Rede immer wärmer und aus seiner Art und Weise schloß ich, daß er mir noch andere Enthüllungen zu machen habe. Ich glaubte fest an seine Anhänglichkeit an unsere Familie, so wie an seine persönliche Freundschaft gegen mich — und ein oder zwei Mal stand ich im Begriffe, ihm die Gedanken zu offenbaren, welche mich unglücklich machten. An Erfahrung war er ein Weiser, und obschon ein roher und ungebildeter, war er doch vielleicht der allerbeste Rathgeber, den ich finden konnte. Ich kannte Niemanden,

der auch nur die Hälfte ſeiner Weltkenntniß beſeſſen hätte, denn Hickman hatte nicht von jeher unter den Alligatoren gelebt, ſondern im Gegentheile verſchiedene Phaſen des Lebens durchgemacht.

Seiner Hingebung konnte ich unbedingt trauen, und mit derſelben Sicherheit mich auf die Hülfsquellen ſeines Urtheils verlaſſen.

In dieſer Vorausſetzung würde ich mich der ſchweren Geheimniſſe, die auf meinem Herzen laſteten — wenigſtens einiger derſelben — entledigt haben, wenn ich nicht geglaubt hätte, daß er ſchon einige davon wüßte.

Von dem Wiedererſcheinen des Gelben Jake war er, wie ich wußte, bereits unterrichtet. Er erklärte, er ſei gleich von vorn herein nicht von dem Tode des Mulatten überzeugt geweſen und habe ſchon lange gehört, daß er noch lebe, aber nicht der Gelbe Jake war es, an den ich dachte, ſondern die Anſchläge des elenden Arens Ringzold.

Vielleicht wußte Hickman Etwas von dieſen.

Ich bemerkte, daß, wenn ſein Name in Verbindung mit dem von Spence und Williams genannt ward, er mir einen ſeltſamen, bedeutungsvollen Blick zuwarf, als ob er mir von dieſem Wichte Etwas zu ſagen hätte.

Ich wartete darauf, daß er mir eine Mittheilung

machen würde, als der Huftritt eines galoppirenden Pferdes an mein Ohr schlug. Als ich aufblickte, sah ich einen Reiter in gestrecktem Galopp an dem Ufer des Flusses herunter kommen.

Das Pferd war weiß und der Reiter schwarz. Ich erkannte Beide auf den ersten Blick. Jake war der Reiter.

Ich trat unter den Bäumen hervor, damit er mich sehen und nicht weiter nach der Kirche reiten möchte, die ein wenig jenseits stand. Als er näher kam, rief ich ihn an.

Er sah und hörte mich und kam rasch auf die Stelle zugesprengt, wo der alte Jäger und ich bei einander standen. Augenscheinlich hatte er eine Meldung zu machen, die Gegenwart Hickman's aber hielt ihn ab, dies zu thun. Schweigen aber konnte er auch nicht; deßwegen sprang er aus dem Sattel, näherte sich mir und flüsterte mir Etwas in's Ohr. Es war ganz das, was ich zu hören erwartete — Arens Ringzold war in unserm Hause.

„Verdammte Nigger sein da, Massa Georg!" So lautete buchstäblich Jake's gemurmelte Meldung.

Ich nahm die Mittheilung mit einem so großen Anschein von Ruhe auf, als mir möglich war. Ich wünschte nicht, daß Hickman Kenntniß davon haben, oder auch nur Verdacht schöpfen sollte, daß etwas

Außerordentliches auf dem Tapete ſei. Deßhalb entließ ich den ſchwarzen Boten ſofort und kehrte mit dem Jäger nach der Einhegung in der Nähe der Kirche zurück, wo ich in dem Gewimmel ſeiner Kameraden bald von ihm hinwegzukommen wußte.

Bald nachher band ich mein Pferd los, ſtieg, ohne Jemandem — ſelbſt Gallagher — ein Wort zu ſagen, auf und ritt langſam fort.

Ich nahm nicht den geraden Weg, der nach unſerer Pflanzung führte, ſondern machte einen kurzen Umweg durch einige Waldungen, welche bis an die Kirche heran reichten.

Ich that dies, um den alten Hickman, oder jeden Andern, der die raſche Ankunft des Boten bemerkt hätte, irre zu führen. Um allen Vermuthungen in dieſer Beziehung vorzubeugen, gab ich mir vor den Augen der Neugierigen den Anſchein, als hätte ich mich in der Richtung entfernt, welche der eigentlichen geradezu entgegengeſetzt war.

Nachdem ich einen kleinen Umweg durch das Gebüſch gemacht, kam ich auf die flußaufwärts führende große Straße. Nun gab ich meinem Pferde die Sporen und galoppirte, als ob Leben und Tod auf dem Spiele ſtänden. Mein Zweck bei dieſer Eile war einfach, das Haus noch Zeit genug zu erreichen, ehe der heimliche Beſucher — der willkommene Gaſt

meiner Mutter und Schweſter — ſich wieder verabſchiedete.

So ſtarke Gründe ich auch hatte, dieſen Menſchen zu haſſen, ſo hegte ich doch keinen blutdürſtigen Vorſatz. Es war nicht meine Abſicht, Arens Ringzold umzubringen, obſchon dies vielleicht die geeignetſte Weiſe geweſen wäre, ein ſo ſchädliches und gefährliches Gewürm, wie er war, zu beſeitigen. Bei dem, was ich von ihm wußte, und durch Hickman's Erzählung von ſeiner grauſamen Handlungsweiſe auf's Neue angeſpornt, hätte ich in dieſem Augenblicke ohne Furcht vor Reue ihm das Leben nehmen können.

Obſchon ich aber grimmige Entrüſtung empfand, ſo war ich doch weder wahnſinnig noch rückſichtslos. Beweggründe der Klugheit — der gewöhnliche Inſtinct der Selbſterhaltung — äußerten immer noch ihren Einfluß auf mich und ich hatte durchaus nicht die Abſicht, den letzten Act in der Tragödie von Simſon's Leben nachzuahmen.

Das Programm, welches ich mir vorgezeichnet, war von vernünftigerer Art. Meine Abſicht war, mich dem Hauſe zu nähern — wo möglich unbemerkt — aber ſo auch dem Beſuchzimmer — wo ich natürlich Arens Ringzold antreffen mußte. Ich

trete plötzlich ein — so dachte ich — sowohl Gast als Wirthinnen sind überrascht — ich verlange eine Erklärung von allen Dreien — eine vollständige Aufklärung dieser geheimnißvollen Verwirrung unsrer Familienbeziehung, die mich auf so peinliche Weise folterte.

Auge in Auge wollte ich dem Kleeblatte entgegentreten — der Mutter, der Schwester und dem Freier — und alle Drei zu einem Geständnisse zwingen.

„Ja!“ sagte ich bei mir selbst, indem ich fortwährend die Flanken meines armen Rosses stachelte, „ja — sie sollen bekennen — sie müssen — Eins wie das Andere — oder —“

Mit den ersten Beiden konnte ich die Alternative nicht bestimmen, obschon ein schwarzer Anschlag, auf die Hintansetzung der kindlichen und brüderlichen Liebe gegründet, in meiner Brust lauerte.

Was Ringzold betraf, so war, wenn er sich weigerte, die Wahrheit zu sagen, mein Vorsatz, ihn erst tüchtig durchzupeitschen, dann ihn zur Thür hinauszuwerfen und ihm endlich zu befehlen, niemals wieder das Haus zu betreten, das Haus, dessen Herr ich hinfort zu sein beschloß.

Was die Etikette betraf, so kam diese hierbei

nicht in Frage, denn ich war nicht geſonnen, mich durch Beobachtung zarter Ceremonieen an der Ausführung meiner Pläne hindern zu laſſen. Einem Manne gegenüber, welcher mich ermorden gewollt, konnte keine Rohheit am unrechten Orte ſein.

# Fünftes Kapitel.

## Das Geschenk eines Liebenden.

Meine Absicht war, wie ich schon gesagt, mich unbemerkt in das Haus zu schleichen. Demzufolge war es nothwendig, bei meiner Annäherung an das Haus die größte Vorsicht zu beobachten.

Zu diesem Zwecke bog ich, als ich mich der Pflanzung näherte, von der Hauptstraße in einen Weg ein, welcher nach der Hinterseite des Hauses führte. Dieser Weg führte mich an dem Hommock, dem Badebassin und dem Orangenhain vorbei, ohne große Gefahr, daß meine Annäherung durch irgend Jemanden bemerkt würde. Die innerhalb der Umzäunungen arbeitenden Sclaven konnten mich sehen, wenn ich vorbeiritt, aber diese waren die Feldarbeiter. Wenn mich nicht einige der Hausdiener zu

Geſicht bekamen, ſo brauchte ich nicht zu fürchten, daß meine Annäherung verrathen würde.

Mein Bote war nicht direct umgekehrt, ſondern ich hatte ihm befohlen, an einem beſtimmten Platze mich zu erwarten, und an dieſem traf ich ihn. Ich befahl ihm, mir zu folgen, und ritt weiter. Nachdem wir die Felder paſſirt hatten, ritten wir in das dichte Unterholz des Hommock hinein, wo wir Halt machten und von den Pferden ſtiegen. Von dieſem Punkte aus ging ich allein weiter.

So wie der Jäger das Nichts ahnende Wild, oder der Indianer ſeinen ſchlafenden Feind beſchleicht, näherte ich mich dem Hauſe, dem Hauſe meines Vaters, der Heimath meiner Mutter und Schweſter. Ein ſeltſames Beginnen von einem Sohne und Bruder — eine eigenthümliche Situation!

Meine Füße zitterten unter mir, als ich näher kam, meine Kniee ſchlugen zuſammen und meine Bruſt ward von einem Tumult wilder Gemüthsbewegungen beſtürmt. Ein Mal zögerte ich und blieb ſtehen. Die Ausſicht auf den unangenehmen Auftritt, den ich hervorzurufen im Begriff ſtand, bewog mich dazu. Mein Entſchluß ward ſchwach und wankend.

Vielleicht wäre ich auch wirklich umgekehrt — vielleicht hätte ich eine andere Gelegenheit abge-

wartet, wo ich meinen Zweck mit einer weniger gewaltſamen Entwickelung hätte erreichen können; aber gerade in dieſem Augenblicke ſchlugen Stimmen an mein Ohr, welche die Wirkung äußerten, daß ich in meinem ſchwankenden Entſchluſſe dadurch wieder befeſtigt ward. Die Stimme meiner Schweſter ließ ſich in lautem, heiterem Gelächter vernehmen.

Noch eine andere Stimme hörte ich — blos eine. Ich erkannte bald die quäkende Discantſtimme des verächtlichen Freiers.

Dieſe Stimmen raubten mir wieder die Beſinnung — die Töne verletzten mich, als ob ſie abſichtlich mich verſpotteten.

Wie konnte meine Schweſter ſich ſo benehmen — wie konnte ſie in Freude ſchwelgen, während ich von ſchwarzem Verdachte gefoltert ward!

Auf's Aeußerſte gereizt, verbannte ich jeden Gedanken an ehrenwerthes Handeln. Ich beſchloß, meine Abſicht durchzuſetzen, aber erſt — den Horcher, den Lauſcher zu ſpielen.

Ich ſchlich mich näher und hörte deutlicher. Die Sprechenden waren nicht in dem Hauſe, ſondern außerhalb deſſelben am Rande des Orangenhains.

Leiſe auftretend und vorſichtig die Zweige auseinander biegend, bald zuſammen geduckt, bald aufrecht, gelangte ich unbemerkt bis auf ſechs Schritte

an den Ort, wo sie standen — nahe genug, um ihre Kleider durch die Blätter schimmern zu sehen und jedes Wort zu hören, welches zwischen ihnen gesprochen ward.

Es waren noch nicht viele gesprochen, so bemerkte ich, daß ich gerade in einem eigenthümlichen Moment, in einer Krisis zur Stelle gekommen war. Der Liebende hatte sich so eben zum Gatten angeboten — hatte vielleicht zum ersten Male ernsthaft seine Erklärung ausgesprochen. Aller Wahrscheinlichkeit nach war es eben dies, was das Gelächter meiner Schwester erweckt hatte.

„Also wirklich, Mr. Ringgold, Sie wünschen mich zu Ihrem Weibe zu machen? Sie meinen das, was Sie gesagt haben, in allem Ernste?"

„O, Miß Randolph, spotten Sie nicht meiner. Sie wissen, seit wie vielen Jahren schon Ihnen mein Herz gehört."

„Nein, das weiß ich nicht. Wie sollte ich das wissen?"

„Durch meine Worte. Hab' ich es Ihnen nicht hundert Mal gesagt?"

„Worte! Worte sind in einer Sache dieser Art von geringem Werthe für mich. Dutzende haben eben so wie Sie zu mir gesprochen, während Sie, wie ich glaube, sich im Grunde genommen sehr

gitized by Google

wenig aus mir machten. Die Zunge ſchwatzt viel, Mr. Arens."

„Aber meine Thaten beweiſen, daß ich es aufrichtig meine. Ich habe Ihnen meine Hand und mein Vermögen angeboten — iſt das nicht ein hinreichender Beweis davon?"

„Nein, Sie einfältiger Menſch; das iſt er durchaus nicht. Wenn ich auch Ihr Weib würde, ſo würde Ihr Vermögen immer noch Ihr Eigenthum bleiben. Ueberdies habe ich ſelbſt ein wenig Vermögen und dieſes würde dann Ihrer Controle anheimfallen. Sie ſehen alſo, daß der Vortheil ganz entſchieden zu Ihren Gunſten ſein würde. Ha, ha, ha!"

„Nein, Miß Randolph; es würde mir nicht einfallen, Ihr Vermögen controliren oder darüber disponiren zu wollen, und wenn Sie meine Hand annehmen wollen —"

„Ihre Hand, Sir? Wenn Sie ein Weib gewinnen wollen, ſo müſſen Sie Ihr Herz anbieten. Ich verlange Herzen, nicht Hände."

„Sie wiſſen ſchon, daß dieſes Ihnen gehört und ſchon ſeit langen Jahren gehört hat — die ganze Welt weiß das."

„Dann müſſen Sie es der Welt geſagt haben,

und ich muß geſtehen, daß mir das durchaus nicht gefällt.“

„Wirklich, Sie ſind zu hart mit mir. Sie haben viele Beweiſe von meiner langen und innigen Bewunderung geſehen. Schon längſt würde ich mich erklärt und Sie gebeten haben, mein Weib zu werden —“

„Nun und warum haben Sie es nicht gethan?“

Ringgold zögerte.

„Die Wahrheit zu geſtehen, ich war nicht mein eigener Herr. Ich ſtand unter dem Willen meines Vaters.“

„Wirklich?“

„Dieſes Hinderniß beſteht nicht mehr. Ich kann jetzt handeln, wie mir beliebt, und, theuerſte Miß Randolph, wenn Sie meine Hand annehmen wollen —“

„Immer wieder Ihre Hand! Laſſen Sie mich Ihnen ſagen, Sir, daß Ihre Hand nicht in dem Rufe ſteht, die offenſte zu ſein. Wenn ich ſie annähme, ſo würde ich vielleicht die Erfahrung machen, daß ſie mit dem Nadelgelde ſehr ſparſam umginge; ha! ha! ha!“

„Ich werde von Feinden verleumdet. Ich ſchwöre Ihnen zu, daß Sie in dieſer Beziehung keine Urſache haben ſollen, ſich über meine Freigebigkeit zu beklagen.“

„Davon bin ich doch nicht so überzeugt, trotz des Schwures, den Sie thun. Versprechungen, welche vor der Heirath gegeben werden, werden nach derselben nur zu oft gebrochen. Ich möchte Ihnen nicht trauen, lieber Freund — wirklich nicht.“

„Aber Sie können mir trauen, ich versichere es Ihnen.“

„Sie können es mir nicht versichern und überdies habe ich bis jetzt noch keinen Beweis von Ihrer Freigebigkeit in der Vergangenheit gehabt. Sie haben mir ja in Ihrem Leben noch niemals ein Geschenk gemacht, Mr. Ringzold — ha! ha! ha!“

„Wenn ich gewußt hätte, daß Sie eins annehmen würden, Miß Randolph, so hätte ich Ihnen mit Freuden Alles gegeben, was ich besitze.“

„Gut, dann will ich Sie einmal auf die Probe stellen. Sie sollen mir ein Geschenk machen.“

„Nennen Sie es — es soll Ihnen werden.“

„O, Sie glauben wahrscheinlich, ich hätte die Absicht, Sie um eine Kleinigkeit zu bitten — ein Pferd, einen Hund oder irgend eine blanke Tändelei. Aber von dieser Art ist es Nichts, das versichere ich.“

„Ich frage nicht darnach, was es ist. Ich habe Ihnen mein ganzes Vermögen angeboten und werde daher auch nicht zögern, Ihnen einen Theil davon

zu geben. Nennen Sie nur, was Sie wünschen, und ich werde es Ihnen gern überlassen."

„Das klingt in der That freigebig. Wohlan denn, Sie haben Etwas, was ich zu besitzen wünsche. Ich möchte Besitzerin dieses Gegenstandes sein und hatte schon die Absicht, Ihnen einen Antrag wegen eines Kaufs desselben zu machen."

„Was meinen Sie, Miß Randolph?"

„Eine Pflanzung."

„Eine Pflanzung!"

„Ja wohl. Nicht Ihre eigene, sondern eine, deren Besitzer Sie ebenfalls sind."

„Ah!"

„Ich meine die, welche früher einer Familie von Mischlingen am Tupelo Creek gehörte. Ihr Vater kaufte sie ihnen ab, glaube ich?"

Ich bemerkte den Nachdruck, den sie auf das Wort „kaufte" legte. Ich bemerkte Zögern und einige Verwirrung in der Antwort.

„Ja — ja," sagte er, „so war es. Aber Sie setzen mich in Erstaunen, Miß Randolph. Warum liegt Ihnen Etwas an dieser Pflanzung, da Sie ja Herrin von Allem werden sollen, was ich besitze?"

„Das ist meine Sache; es liegt mir einmal daran. Ich kann viele Gründe dazu haben. Jenes Grundstück ist ein Lieblingsplatz von mir und ich

gehe oft dorthin. Bemerken Sie wohl, unſere Pflanzung hier gehört meinem Bruder. Er wird wahrſcheinlich nicht ſein ganzes Leben lang unvermählt bleiben — und meine Mutter wünſcht vielleicht wieder ihre eigene Häuslichkeit zu haben. Doch nein, ich will Ihnen keine Gründe angeben — machen Sie das Geſchenk oder nicht — wie Sie wollen."

„Und wenn ich es thue, werden Sie dann —"

„Wenn Sie Bedingungen ſtellen, ſo nehme ich das Geſchenk nicht an, ſelbſt wenn Sie mich auf den Knieen darum bäten. Ha, ha, ha!"

„Nun gut, ich will keine Bedingungen ſtellen. Wenn Sie die Pflanzung annehmen wollen, ſo gehört ſie Ihnen."

„Gut — aber das iſt noch nicht Alles, Mr. Arens. Sie könnten ſich veranlaßt ſehen, ſie eben ſo leicht, wie Sie ſie gegeben haben, auch wieder zurückzunehmen. Wie ſoll ich überzeugt ſein, daß Sie dies nicht thun werden? Ich muß daher auch die Beſitzurkunden erhalten."

„Sie ſollen ſie haben."

„Aber wann?"

„Sobald Sie es wünſchen — ehe noch eine Stunde vergeht, wenn Sie es haben wollen."

„Nun gut denn, ich will es haben. Gehen Sie, holen Sie die Papiere. Aber vergeſſen Sie

nicht, Sir, ich gestatte keine Bedingungen — vergessen Sie das nicht."

„O," rief der erfreute Heirathscandidat, „ich stelle keine. Ich habe keine Befürchtungen — ich überlasse Alles Ihnen. In einer Stunde sollen Sie die Urkunden haben; leben Sie wohl."

Mit diesen Worten entfernte er sich schnell.

Ich ward durch den Inhalt dieses Gespräches und durch die seltsame Beendung desselben so in Erstaunen gesetzt und so überrascht, daß ich mich eine Zeit lang nicht vom Platze bewegen konnte. Erst als Ringzold schon eine ziemliche Strecke weit hinweg war, erlangte ich meine Fassung wieder, und dann wußte ich immer noch nicht, welches Verfahren ich einschlagen — ob ich ihm nachfolgen oder ihn unbehelligt seiner Wege gehen lassen sollte.

Virginia war mittlerweile wieder in das Haus zurückgekehrt. Ich war auf sie noch unwilliger als auf ihn, und diesem Impulse gehorchend, ließ ich Ringzold ungehindert gehen und folgte meiner Schwester, um ihr sofort eine Erklärung abzuverlangen.

Der Auftritt, welcher demgemäß folgte, war ein etwas stürmischer. Ich traf sie in dem Gesellschaftszimmer bei meiner Mutter. Ich gestattete keine langen Umschweife, ich wollte von keinem

Leugnen und keiner Anſprache Etwas wiſſen, ſondern erklärte Beiden offen den Charakter des Mannes, welcher ſo eben das Haus verlaſſen — ich bezeichnete ihn offen als den Menſchen, der mich zu ermorden geſucht.

„Nun, Virginia! Schweſter! Willſt Du dieſen Mann heirathen?“

„Niemals, Georg, niemals! Es war niemals meine Abſicht — niemals!“ wiederholte ſie mit Nachdruck, indem ſie auf das Sopha niederſank und das Geſicht mit den Händen bedeckte.

Meine Mutter war ungläubig — ſelbſt jetzt noch ungläubig!

Ich wollte mich eben auf die nähern Beweiſe der von mir abgegebenen Erklärung einlaſſen, als ich meinen Namen laut draußen vor dem Fenſter nennen hörte.

Es rief mich Jemand eiligſt. Ich eilte hinaus auf die Veranda, um zu fragen, was man begehre.

Vor dem Hauſe hielt ein Mann zu Pferde in blauer Uniform mit gelben Aufſchlägen — ein Dragoner. Es war eine Ordonnanz, ein Bote aus dem Fort. Er war mit Staub bedeckt und ſein Pferd triefte von Schweiß und Schaum. Der Zuſtand ſowohl des Roſſes als des Reiters verrieth, daß ſie

ſich mehrere Stunden lang mit der größten Schnelligkeit bewegt hatten.

Der Dragoner überreichte mir ein Papier — eine in aller Eile gekritzelte Depeſche. Sie war an Gallagher und mich gerichtet. Ich öffnete ſie und las:

„Bringen Sie Ihre Leute ſo ſchnell als Ihre Pferde ſie tragen können, nach Fort King. Der Feind hat uns zahlreich umzingelt; jede Muskete wird gebraucht — verlieren Sie keinen Augenblick.

„Clinch."

# Sechstes Kapitel.

## Der Marsch.

Die Depesche verlangte augenblicklichen Gehorsam. Zum Glück war mein Pferd noch gesattelt und in weniger als fünf Minuten hatte ich mich darauf geschwungen und galoppirte nach dem Lager der Freiwilligen. Die Nachricht, welche ich brachte, erweckte unter diesen kampfbegierigen Kriegern eine freudige Aufregung, die sich durch ein wildes Hurrah zu erkennen gab.

Der Enthusiasmus vertrat die Stelle der Disciplin und in weniger als einer Stunde war das Corps vollständig gerüstet und marschfertig.

Es war keine Ursache zu weiterem Zögern vorhanden. Der Befehl zum Abmarsch ward gegeben, das Horn schmetterte „vorwärts", und die Schwadron

machte sich zwei Mann hoch in einer langen etwas unregelmäßigen Linie auf den Weg nach Fort King.

Ich galoppirte noch einmal nach Hause, um Lebewohl zu sagen. Es war ein eiliger Abschied — weniger freudig als mein letzter — aber ich ritt zufriedener davon, denn ich wußte, daß meine Schwester nun gewarnt und daß keine Gefahr eines Bündnisses mit Arens Ringzold vorhanden war.

Der Dragoner, welcher die Depesche überbracht hatte, ritt mit der Schwadron zurück. Unterwegs theilte er uns die Neuigkeiten aus dem Lager und die in dem Fort umlaufenden Gerüchte mit.

Viele Ereignisse hatten stattgefunden, von welchen wir Nichts gehört hatten. Die Indianer hatten ihre Ortschaften verlassen und ihre Weiber, Kinder, Thiere und sonstigen Habseligkeiten mitgenommen. Einige ihrer Dörfer hatten sie selbst angezündet, um den „bleichen Gesichtern" Nichts zur Zerstörung übrig zu lassen. Es bewies dies den Entschluß, einen allgemeinen Krieg zu beginnen, wenn es nämlich noch an andern Beweisen von diesem Vorsatze gefehlt hätte. Wohin sie gezogen waren, dies waren selbst unsere Spione nicht im Stande gewesen ausfindig zu machen. Einige glaubten, sie wären weiter südlich nach einem entferntern Theile der Halbinsel gezogen. Andere meinten, sie hätten sich in den

großen Sumpf geworfen, welcher ſich um die Quellen des Amazura viele Meilen weit herumzieht und als der „Wald von Ouithlacoochee“ bekannt iſt.

Dieſe letztere Muthmaßung war die wahrſcheinlichere, obſchon die Indianer ihren Abzug ſo heimlich und geſchickt bewirkt hatten, daß auch nicht eine Spur davon zu entdecken war.

Die Spione der befreundeten Indianer — die geübteſten, die man finden konnte — waren dennoch nicht im Stande, ihr Aſyl zu entdecken.

Man glaubte, ihre Abſicht ſei, ſich blos auf der Defenſive zu halten — das heißt, Raubzüge nach jeder Richtung hin zu unternehmen, welche von den Truppen unbewacht bliebe, und ſich dann mit ihrer Beute in die Verſchanzungen des Moraſtes zurückzuziehen. Ihr zeitheriges Verhalten machte dieſe Vorausſetzung ziemlich wahrſcheinlich.

In dieſem Falle ward der Krieg wahrſcheinlich nicht ſo leicht zu Ende gebracht, oder, mit andern Worten, es fand vielleicht gar kein Krieg ſtatt, ſondern eine Reihenfolge von fruchtloſen Märſchen und Verfolgungen; denn man wußte recht wohl, daß, wenn es den Indianern nicht beliebte, vor uns im Gefecht Stand zu halten, wir nur wenig Ausſicht hätten, ſie auf ihrem Rückzuge einzuholen.

Die Truppen fürchteten, daß ihre Gegner sich in das Dickicht werfen würden, wo es dann schwierig, wo nicht ganz unmöglich sein mußte, sie zu finden.

Dieser Zustand der Dinge konnte indessen nicht so fortdauern. Die Indianer konnten nicht fortwährend von Plünderung leben, da ja die Beute mit jedem Tage geringer werden mußte. Für eine bloße Räuberbande waren sie zu zahlreich, obschon unter den Weißen von ihrer Zahl ein sehr unvollkommener Begriff herrschte. Man schätzte sie von ein- bis auf fünftausend Seelen — mit Einschluß von entlaufenen Negern — und selbst die bestunterrichteten Grenzbewohner konnten blos unsichere Vermuthungen in dieser Beziehung aufstellen. Ich für meine Person glaubte, daß selbst nach dem Abfall der verrätherischen Clans mehr als tausend Krieger da sein müßten, und dies war die Meinung eines Mannes, der sie sehr genau kannte — des alten Jägers Hickman.

Wie sollten aber so viele Menschen mitten in einem Moraste die zu ihrem Unterhalte nöthigen Mittel finden? Waren sie vielleicht vorsichtig gewesen und hatten einen reichlichen Vorrath von Proviant angesammelt?

Nein; diese Frage konnte sofort verneinend beantwortet werden. Es war eine wohlbekannte

Sache, daß eher das Gegentheil der Fall war, denn in dieſem Jahre hatten die Seminolen nicht einmal ihre gewöhnlichen Vorräthe geerntet. Ihre Auswanderung war ſchon im Frühling betrieben worden und in Folge der deßhalb vor ihnen liegenden zweifelhaften Ausſicht hatten viele Familien nur wenig — manche gar nicht gepflanzt. Die Ernte war daher geringer als in gewöhnlichen Jahren, und vor der erſten Conferenz in Fort King hatten viele Indianer bei den Grenzbewohnern Nahrungsmittel gekauft oder auch gebettelt.

Welche Wahrſcheinlichkeit war daher wohl vorhanden, daß ſie während eines langen Feldzugs die nöthigen Lebensmittel finden würden?

Sie konnten in ihren Verſchanzungen ausgehungert werden — ſie mußten herauskommen und entweder Stand im Gefecht halten, oder um Frieden bitten.

So glaubten wenigſtens die Leute.

Dieſes Thema ward beſprochen, während wir uns auf dem Marſche befanden. Es war dies eine ſehr wichtige Frage für alle nach Ruhm dürſtenden jungen Krieger; denn wenn der Feind dabei beharrte, ein ſo unrühmliches Kriegsſyſtem zu verfolgen, wo ſollten dann die Lorbeern gepflückt werden? Ein Feldzug in dem von peſtilenzialiſchen Ausdünſtungen

erfüllten Klima der Moräste versprach eher eine reichliche Ernte von Cypressen.

Die Meisten hofften und glaubten daher auch, daß die Indianer bald hungrig werden und auf einem Schlachtfelde Stand halten würden.

In Bezug auf die Möglichkeit, ob sie eine längere Zeit subsistiren könnten, herrschten verschiedene Meinungen. Einige — und dies waren die, welche die Beschaffenheit des Landes am besten kannten — sprachen sich dahin aus, daß es den Indianern wohl möglich sein werde. Der alte Alligatorjäger war derselben Meinung.

„Sie haben," sagte er, „dort den verwünschten Busch mit den dicken Wurzeln, welchen sie Coonty*) nennen. Dieser wächst beinahe im ganzen Sumpfe und an manchen Stellen so dicht, wie das Geröhricht. Diese Wurzel läßt sich sehr gut essen und auch ein Getränk bereitet man aus ihr. Dann haben sie auch noch die Eicheln von der Lebenseiche, welche auch gar nicht schlecht schmecken, wenn sie gut in Asche geröstet sind. Von diesen können sie viele tausend Scheffel sammeln. Dann giebt es auch noch den Kohl auf dem Wipfel des großen Palmetto — dieser liefert ihnen Gemüse. Was das Fleisch betrifft,

*) Smilax pseudo-china.

ſo haben ſie Hirſche, Bären — woran es in dem Sumpfe nicht mangelt — und den Alligator, von dem ſich einige gute Stücken ſchneiden laſſen — außerdem auch noch Schildkröten, Truthühner, Eichhörnchen, Schlangen und Sandratten. Uebrigens freſſen ja dieſe verdammten Rothhäute Alles, was nur zappelt oder kriecht — vom Regenwurm bis zur Klapperſchlange. Glaubt mir, dieſe Indianer verhungern nicht ſo leicht als Ihr glaubt, und ſo lange es noch irgend Etwas in dem verwünſchten Sumpfe zu nagen giebt, iſt von Ergebung nicht die Rede."

Dieſes ganz kluge und auf Erfahrung gegründete Raiſonnement überzeugte faſt Alle, die es hörten. Der verachtete Feind war, wenn es um und um kam, doch vielleicht nicht ſo hülflos, wie man allgemein glaubte.

Der Marſch der Freiwilligen fand nicht nach ſtreng militairiſchen Regeln ſtatt. Er ward ſo begonnen, aber die Offiziere fanden es bald unmöglich, die Taktik durchzuführen. Die Leute, beſonders die jüngern, ließen es ſich nicht nehmen, dann und wann aus dem Gliede zu fallen und eine Flaſche von ſeltſamer Form hervorzuziehen, und dann und wann galoppirte auch einer in den Wald hinein, in der Hoffnung, einen Schuß auf einen Hirſch oder

einen Truthahn zu thun, den er durch die Bäume hindurch erblickt.

Vorstellungen von Seiten der Offiziere erwiesen sich als ganz fruchtlos, und wurden Letztere zornig, so bekamen sie höchstens mürrische Antworten.

Sergeant Hickman war darüber sehr aufgebracht.

„Rekruten und Neulinge!" rief er, „verwünschte Neulinge! Laßt es sie nur so forttreiben! Mich soll gleich der größte Alligator fressen, wenn sie sich nicht nach und nach ganz anders benehmen lernen. Ich wette mein altes Pferd gegen das allerschönste in unserm ganzen Trupp, daß einige dieser Faselhänse scalpirt werden, noch ehe die Sonne untergeht."

Niemand erbot sich, die Wette des alten Jägers anzunehmen, und dies war ein Glück, denn seine Worte erwiesen sich als prophetisch.

Ein junger Pflanzer, der sich so sicher glaubte, als wenn er durch seine Zuckerfelder ritte, hatte sich auch von der Marschlinie entfernt. Ein Hirsch, den er in der Savanna weiden sah, war für ihn eine zu starke Verlockung, als daß er ihr hätte widerstehen können.

Er war noch nicht fünf Minuten fort — seinen Kameraden kaum aus den Augen entschwunden — als man rasch nach einander zwei Schüsse fallen

hörte und im nächsten Augenblicke sein reiterloses Pferd wieder zurückgaloppirt kommen sah.

Die Linie machte Halt und Front nach der Richtung, in welcher die Schüsse gehört worden. Eine kleine Abtheilung rückte vor bis zur Stelle. Man sah keinen Feind und auch keine Spur von einem solchen, mit Ausnahme der, welche in der Leiche des jungen Pflanzers bestand, der von zwei Kugeln durchbohrt gerade noch so da lag, wie er aus dem Sattel gefallen war.

Es war eine Lehre — obschon eine etwas unangenehme für seine Kameraden, und es wurden von nun an weiter keine Versuche, einen Hirsch zu erlegen, gemacht. Der Gefallene ward auf der Stelle begraben, wo er lag. Der Trupp formirte sich regelmäßiger und geschlossener — die Mahnungen der Offiziere fanden jetzt mehr Gehör — und wir setzten unsern Marsch, ohne weiter molestirt zu werden, fort, so daß wir noch vor Sonnenuntergang uns innerhalb der Palissaden des Forts befanden.

# Siebentes Kapitel.

## Ein Schlag auf den Kopf.

Mit Ausnahme des Andenkens an eine einzige kurze Stunde hatte Fort King für mich keine angenehmen Erinnerungen. Es waren in meiner Abwesenheit einige neue Offiziere angekommen, von welchen aber keiner meines Umganges würdig war. Sie machten das Quartier nur voller und die Bequemlichkeit nur schwieriger zu erlangen. Der Garkoch und die Spielgauner wurden schnell reich, und schienen in Gemeinschaft mit dem Quartiermeister, dem Commissar*) und dem Fleischlieferanten die ein-

*) In der Armee der Vereinigten Staaten sind diese beiden Posten ganz verschieden. Ein Commissar sorgt blos für den „innern Menschen;" die Pflicht des Quartiermeisters dagegen ist, für Obdach, Kleidung und Waffen zu sorgen. Eine sehr weise Bestimmung.

zigen Leute am Orte zu ſein, die Etwas vor ſich brachten.

Der Stutzer war immer noch Adjutant und ſo ſtolz herausgeputzt wie je. Ich hatte aber faſt aufgehört, an ihn zu denken.

Es dauerte nicht lange, ſo ward ich zum Dienſt beordert, faſt im Augenblicke meiner Ankunft — und der Dienſt war wie gewöhnlich von unangenehmer Art.

Ehe ich noch Zeit hatte, nach dem langen Ritte einen Augenblick auszuruhen — ja, noch ehe ich mir den Straßenſtaub abwaſchen konnte, ward ich in das Quartier des Obercommandanten gerufen.

Was konnte er in ſolcher Eile von mir wollen? War es wegen der Duelle? Sollten dieſe alten Rechnungen ausgeglichen werden?

Nicht ohne gewiſſe Befürchtungen verfügte ich mich zu dem General.

Es war jedoch, wie ſich ergab, von der Vergangenheit keine Rede, obſchon ich, als ich erfuhr, welche Dienſtleiſtung ich übernehmen ſollte, halb bedauerte, daß nicht ein Verweis der Zweck meiner Berufung war.

Ich fand den Agenten bei dem Obercommandanten. Sie wollten eine abermalige Unterredung mit Omatla und dem „Schwarzen Dreck“ halten.

Mich bedurfte man blos als Dolmetscher. Der Zweck dieser abermaligen Unterredung mit den Häuptlingen ward mir aus Dem klar, was der Agent und der General mit einander sprachen. Es galt den Plan zu einem gemeinschaftlichen Handeln von Seiten der Truppen und der befreundeten Indianer, welche uns als Bundesgenossen gegen ihre eigenen Landsleute dienen sollten, welche Letztern — wie man jetzt gewiß wußte — in bedeutender Anzahl in dem Walde von Ouithlacoochee versammelt waren. Ihre eigentliche Position war noch unbekannt, aber man hoffte, diese mit Hülfe der befreundeten Häuptlinge und ihrer Spione zu entdecken, welche fortwährend auf den Beinen waren.

Die Zusammenkunft war schon verabredet. Die Häuptlinge — welche, wie schon erwähnt worden, sich nach dem Fort Brooke begeben hatten und dort unter dem Schutze der Garnison lebten — sollten eine heimliche Reise machen und den Agenten und General an einer bestimmten Stelle treffen — an der alten Stelle, dem Hommock bei dem kleinen See.

Die Zusammenkunft war für die nächste Nacht festgesetzt — sobald es finster genug sein würde, die Annäherung sowohl der Verführer als der Verräther zu decken.

Es war fast in dem Augenblicke, wo die Sonne

unterging, ſchon finſter genug, denn der Mond ſtand im dritten Viertel und ging erſt nach Sonnenuntergang auf.

Kurz nach Einbruch der Dämmerung gingen daher wir drei — der General, der Agent und der Dolmetſcher — nach dem bezeichneten Orte, gerade wie wir bei einer frühern Gelegenheit gethan.

Die Häuptlinge waren noch nicht da, und dies verurſachte einige Ueberraſchung. Bei der bekannten Pünktlichkeit, mit der ein Indianer einer Verabredung nachzukommen pflegt, erwartete man, daß ſie ſchon da ſein würden, denn die beſtimmte Stunde war vorüber.

„Was kann ſie nur zurückgehalten haben?“ fragten der Commiſſar und der General.

Schon im nächſten Augenblicke erfolgte die Antwort. Sie kam aus der Ferne und in eigenthümlichem Tone, aber es konnte keine andere als eine Antwort auf die Frage ſein — ſo muthmaßten meine beiden Begleiter.

Von der Nachtluft getragen, ſchlug das Getöſe eines Kampfes an unſer Ohr — der Knall von Büchſen und Piſtolen, und deutlich durch Alles hindurch das grollende Yo-ho-ehee!

Das Getöſe war fern — weit im Walde drin, aber es war deutlich genug, um zu der Voraus-

ſetzung zu berechtigen, daß dort ein Kampf auf Leben und Tod ſtattfand.

Es konnte kein blinder Lärm ſein, um die Soldaten aus dem Fort zu locken, oder die Schildwachen auf ihrem Poſten zu ſchrecken. Es lag in dieſem wilden, gellenden Geſchrei ein Ernſt, welcher den Zuhörer überzeugte, daß Menſchenblut vergoſſen ward.

Meine Begleiter ſtellten allerhand Vermuthungen auf. Ich ſah, daß Keiner von Beiden einen ſonderlich hohen Grad von Muth beſaß, denn dieſer iſt nicht nothwendig, um General zu werden. Während meiner Kriegserfahrung habe ich mehr als Einen geſehen, der ſich hinter einem Baum oder hinter einer Mauer verſteckte. Einen ſogar, welcher ſpäter zum Häuptlinge von zwanzig Millionen Menſchen gewählt ward, ſah ich in einem Graben herumſchleichen, um ſich vor den Kugeln zu decken, während ſeine verlaſſene Brigade eine halbe Meile von ihm entfernt ſich tapfer unter der Führung eines Unterbefehlshabers ſchlug.

Doch warum ſpreche ich hier von dieſen Dingen? Die Welt wimmelt von dergleichen Helden.

„Sie ſind es, ſo wahr ich lebe!“ rief der Commiſſar.

„Man hat ihnen aufgelauert. Sie ſind von

den Andern überfallen worden — daran ist der Halunke, der Powell, schuld."

„Das ist sehr wahrscheinlich," entgegnete der Andere, der etwas größere Fassung zu besitzen schien und kaltblütiger sprach. „Ja, es muß so sein. Es liegen keine Truppen in dieser Richtung; auch wohnen dort keine Weißen — kein Mann. Es muß daher ein Zusammenstoß unter den Indianern selbst sein, und was könnte es anders sein als ein Angriff auf die befreundeten Häuptlinge? Sie haben Recht, Thompson; es ist, wie Sie sagen."

„Wenn aber dem so ist, General, so kann es weiter Nichts nützen, wenn wir hier bleiben. Wenn sie Omatla aufgelauert haben, so bilden sie natürlich die Mehrzahl, und er muß fallen. Wir brauchen ihn daher nicht erst lange zu erwarten."

„Nein, er wird wahrscheinlich nicht kommen, weder er noch Lusta. Wie Sie sagen, es kann Nichts nützen, wenn wir länger hier bleiben. Ich glaube, wir können eben so gut nach dem Fort zurückkehren."

Es ward noch einen Augenblick gezögert, und es schien mir, als ob beide Generale bei sich selbst überlegten, ob es wohl schicklich wäre, wenn sie so der Absicht und dem Zwecke, weßhalb sie hierher gekommen waren, selbst entsagten.

„Wenn sie nun aber doch noch kämen —“ fuhr der Agent fort.

„General,“ sagte ich, indem ich mir die Freiheit nahm, ihn zu unterbrechen, „wenn Sie es wünschen, so will ich eine Weile hier bleiben und sehen, ob Jemand kommt. Wenn die Häuptlinge wirklich noch kämen,“ setzte ich hinzu, „so kann ich ja schnell nach dem Fort zurückeilen und Sie benachrichtigen.“

Ich hätte keinen Vorschlag machen können, welcher den Beiden angenehmer gewesen wäre. Er ward sofort angenommen, und die beiden Helden begaben sich hinweg, während sie mich mir selbst überließen.

Es dauerte nicht lange, so hatte ich Ursache, meine großmüthige Voreiligkeit zu bereuen. Der General und der Agent konnten kaum das Fort erreicht haben, als das Getöse des Kampfes plötzlich schwieg und ich das Caha-queene — das Triumphgeschrei der Seminolen, hörte.

Ich horchte noch auf diese wilden Töne, als ein halbes Dutzend Männer — Kerls von dunkler Farbe — aus dem Gebüsche herausgestürzt kamen und mich umzingelten.

Trotz des geringen Lichts, welches die Sterne gewährten, konnte ich blitzende Klingen, Musketen,

Piſtolen und Tomahawks ſehen. Die Waffen waren meinen Augen zu nahe, um für die Feuerfliegen gehalten zu werden, welche mir bis jetzt um den Kopf herum geflogen waren. Ueberdies ſchlug auch das Klirren von Stahl an mein Ohr.

Meine Angreifer ſtießen kein Geſchrei aus, vielleicht weil ſie dem Fort zu nahe waren, und mein eigenes Rufen ward bald durch einen Schlag unterdrückt, welcher mich zur Erde niederwarf und mich ſowohl des Bewußtſeins als der Sprache beraubte.

# Achtes Kapitel.

## Ein indianischer Henker.

Nach langer Zeit kam ich wieder zur Besinnung. Ich bemerkte, daß die Indianer mich immer noch umgaben, aber nicht mehr in der drohenden Haltung, in welcher ich sie gesehen, ehe ich durch den Schlag niedergeworfen ward; im Gegentheile schienen sie mir mit Freundlichkeit zu begegnen. Einer von ihnen hielt mir den Kopf auf seinem Knie, während ein Anderer sich bemühete, das Blut zu stillen, welches aus einer Wunde an meinen Schläfen herabrann. Die Andern standen rund umher, sahen mich mit theilnehmenden Blicken an und schienen sich für mein Wiederaufleben zu interessiren.

Dieses Benehmen war für mich überraschend, denn ich hatte keinen andern Gedanken als daß sie

die Abſicht gehabt hätten, mich zu tödten. Als ich unter dem Streiche des Tomahawk niederſank, waren mir die Sinne vergangen und mein letzter Gedanke der geweſen, daß ich wirklich ſchon todt ſei.

Ein ſolcher Gedanke iſt nichts Ungewöhnliches bei Denen, welche ein Schlag plötzlich des Bewußtſeins beraubt hat.

Meine Ueberraſchung war von angenehmer Art. Ich fühlte, daß ich noch lebte — daß ich nur wenig verletzt war, und daß ich von den Leuten, welche mich umgaben, wahrſcheinlich keine weitere Verwundung zu fürchten hätte.

Sie ſprachen leiſe mit einander über die Beſchaffenheit meiner Wunde, und ſchienen ſich zu freuen, daß ſie mich nicht getödtet hatten.

„Wir haben Euer Blut vergoſſen, aber es iſt nicht gefährlich," ſagte der Eine, indem er mich in ſeiner Sprache anredete. „Ich war es, der den Streich führte. Hulwak! es war finſter, Freund der „Aufgehenden Sonne," wir kannten Euch nicht. Wir glaubten, Ihr wäret der Yatika-clucco. *) Sein Blut war es, welches wir zu vergießen beabſichtigten. Wir erwarteten, ihn hier zu finden. Er iſt auch hier geweſen. Wo iſt er hin?"

*) Der „große Sprecher" — der Commiſſar.

Ich zeigte nach dem Fort.

„Hulwak!“ riefen Mehrere gleichzeitig und in einem Tone, welcher getäuſchte Erwartung verrieth. Dann wendeten ſie ſich auf die Seite und unterredeten ſich wieder leiſe mit einander.

„Fürchtet Nichts,“ ſagte der erſte Sprecher, indem er ſich wieder vor mich ſtellte. „Freund der „Aufgehenden Sonne!“ Wir werden Euch nichts mehr zu Leide thun, aber Ihr müßt mit uns zu den Häuptlingen gehen. Sie ſind nicht weit von hier. Kommt!“

Ich war wieder auf den Füßen und hätte durch eine verzweifelte Anſtrengung vielleicht entrinnen können. Ein ſolcher Verſuch hätte mir aber leicht eine zweite Verwundung, vielleicht das Leben koſten können.

Ueberdies beruhigte mich die Artigkeit der Indianer ſofort. Mochten ſie mich führen, wohin ſie wollten, ſo fühlte ich, daß ich Nichts von ihnen zu fürchten hatte, und ohne Zögern verſtand ich mich dazu, ſie zu begleiten.

Die Indianer ſtellten ſich in eine Reihe, nach Indianerart blos ein Mann hoch, wieſen mir meinen Platz in der Mitte an und machten ſich ſofort auf den Weg durch die Wälder.

Eine Zeit lang gingen wir raſch, denn der

Weg, welchen der Anführer einſchlug, war ſelbſt in der Finſterniß von Denen, welche dicht hinterdrein folgten, leicht zu finden.

Ich bemerkte, daß wir uns nach der Richtung hin bewegten, von welcher das Kampfgetöſe hergekommen war, welches aber jetzt ſchon längſt aufgehört hatte, in der Luft zu vibriren. Von welcher Art der Kampf auch geweſen ſein mochte, ſo war er nun augenſcheinlich zum Schluſſe gebracht, und ſelbſt die Sieger ließen nicht mehr ihr furchtbares Cahaqueene hören.

Wir hatten ungefähr eine halbe engliſche Meile zurückgelegt, als der Mond aufging. Da zugleich das Gehölz lichter ward, ſo konnte ich meine Gebieter deutlicher ſehen. Ich erkannte die Züge Eines oder Zweier von ihnen, weil ich ſie früher bei der Conferenz geſehen. Es waren Krieger von dem Stamme der Micoſaucs, die Anhänger von Oceola. Hieraus ſchloß ich, daß er einer der Häuptlinge ſei, welchen ich vorgeführt werden ſollte.

Meine Vermuthung erwies ſich als richtig.

Wir waren noch nicht viel weiter gekommen, als der Weg in eine Klärung hineinführte, in deren Mitte eine große Anzahl Indianer, zuſammengenommen gegen hundert, beiſammen ſtanden. Ein wenig getrennt von dieſer ſtand eine zweite Gruppe

— die Häuptlinge und die vornehmsten Krieger. In ihrer Mitte bemerkte ich Oceola.

Der Platz bot ein eigenthümliches und blutiges Schauspiel dar. Todte Körper lagen mit noch frischen und blutenden Wunden bedeckt umher. Einige der Todten lagen auf dem Rücken, und ihre offenen Augen stierten entsetzlich den Mond an. Das Skalpmesser hatte sein Werk verrichtet, und der weiße Flecken auf dem Wirbel mit dem karmoisinrothen Rande zeigte, daß die Schädel ihrer zottigen Decke beraubt waren. Viele der Sieger gingen mit den frischen Skalps in den Händen, oder sie auf ihre Musketen gespießt tragend hin und her.

In dem, was ich sah, lag nichts Geheimnißvolles, und ich kannte die Bedeutung desselben recht wohl. Die Gefallenen gehörten den verrätherischen Stämmen an — es waren die Anhänger von Lusta Hajo und Omatla.

Der Verabredung mit dem Commissar gemäß, hatten die Häuptlinge in Begleitung einer ausgewählten Schaar ihrer Leute das Fort Brooke verlassen. Ihre Absicht war den Patrioten bekannt geworden — man hatte ihre Bewegungen überwacht — sie unterwegs überfallen und nach kurzem Kampfe überwältigt. Die Meisten von ihnen waren im Handgemenge gefallen — Einige, unter ihnen der Häupt-

ling Lusta Hajo, waren entronnen, während noch einige Andere — und unter diesen befand sich Omatla selbst — während des Kampfes gefangen genommen worden waren und noch lebten. Sie waren dem Tode blos entronnen, um ihn auf eine feierlichere Weise zu erleiden.

Ich sah die Gefangenen, wo sie standen, dicht zur Hand und fest an einige Bäume gebunden. Unter ihnen erkannte ich ihren Anführer, durch die Gnade des Commissars Thompson „König der Nation der Seminolen."

Von seiner Umgebung ward seine Majestät jetzt mit eben nicht großer Ehrfurcht betrachtet. Mancher zum Königsmord Bereite stand in seiner Nähe und würde ihn ohne weitere Umstände umgebracht haben.

Diese Mordlustigen aber wurden durch die Häuptlinge zurückgehalten, welche sich dieser Gewaltthat widersetzten und zu dem Entschlusse gekommen waren, Omatla, den Gesetzen und Gebräuchen ihrer Nation gemäß, erst vor ein Gericht zu stellen.

Als wir an Ort und Stelle ankamen, war das Verhör bereits im Gange. Die Häuptlinge standen im Kreise umher.

Einer von Denen, welche mich gefangen genommen, meldete unsere Ankunft. Ich bemerkte ein Murren der getäuschten Erwartung unter den Häupt-

lingen bei dieſer Meldung. Ich war nicht der Gefangene, den ſie erwartet hatten. Man nahm daher auch weiter keine Notiz von mir, und es ward mir freigeſtellt, umher zu ſchlendern und den Verhandlungen zuzuhören, wenn ich ſonſt Luſt hatte.

Das Gericht verrichtete ſein Werk ſehr ſchnell. Omatla's Verrath war zu bekannt, als daß es deßhalb langer Erörterungen bedurft hätte.

Natürlich ward er ſchuldig befunden und verurtheilt, das Verbrechen mit ſeinem Leben zu büßen.

Dieſes Urtheil ward laut verkündet. Der Verräther mußte ſterben.

Es entſtand eine Frage — wer ſollte ſein Henker ſein?

Es gab Viele, welche ſich freiwillig dazu erboten hätten, denn einen Verräther umzubringen, iſt, indianiſcher Philoſophie gemäß, eine ehrenvolle That. Es konnte nicht ſchwer halten, einen Henker zu finden.

Viele erboten ſich auch in der That freiwillig dazu; die Dienſte dieſer aber wurden von den Häuptlingen abgelehnt. Es war dies eine Sache, welche durch Abſtimmung entſchieden werden mußte.

Die Abſtimmung ward ſofort vorgenommen. Alle kannten den Schwur, den Oceola gethan. Seine Anhänger wünſchten, daß er ihn halten möchte, und

deßhalb ward er einſtimmig auserſehen, die That zu vollbringen.

Er nahm den Auftrag an.

Mit dem Meſſer in der Hand näherte ſich Oceola dem Gefangenen, welcher gefeſſelt daſtand. Alle drängten ſich herbei, um Zeugen des verhängnißvollen Stoßes zu ſein. Von einem ſeltſamen Impulſe getrieben, konnte ich nicht widerſtehen und näherte mich mit den Uebrigen. In athemloſem Schweigen ſtanden wir da und erwarteten jeden Augenblick das Meſſer in das Herz des Verbrechers ſtoßen zu ſehen.

Wir ſahen den Arm erheben und den Stoß führen, aber es gab keine Wunde — kein Blut! Die Klinge hatte die Riemen durchſchnitten, mit denen der Gefangene gefeſſelt war, und Omatla ſtand jetzt ſeiner Bande ledig.

Ein mißfälliges Murmeln ließ ſich vernehmen. Was konnte Oceola meinen? War ſeine Abſicht, daß Omatla entrinnen ſollte? Der Verräther, den das Gericht — den Alle verdammten!

Bald aber bemerkte man, daß er keine ſolche Abſicht hatte — ſeine Abſicht war eine ganz andere.

„Omatla," ſagte er, indem er ſeinem Gegner feſt in's Geſicht ſchauete, „Du galtſt einſt für einen tapfern Mann und wurdeſt geehrt von Deinem

Stamme, von der ganzen Nation der Seminolen. Der weiße Mann hat Dich verdorben — er hat Dich zum Abtrünnigen an Deinem Vaterlande und unserer Sache gemacht. Um deßwillen sollst Du nicht den Tod eines Hundes sterben. Ich will Dich tödten, aber nicht morden. Mein Herz empört sich dagegen, einen Mann zu erschlagen, der hülflos und unbewaffnet ist. Es soll ein ehrlicher Kampf sein zwischen uns, und die Menschen sollen sehen, daß das Recht triumphirt. Gebt ihm seine Waffen wieder! Er mag sich vertheidigen, wenn er kann."

Dieser unerwartete Vorschlag ward mit einiger Mißbilligung aufgenommen. Es gab Viele, welche, entrüstet über Omatla's Verrath und noch ergrimmt von der Aufregung in Folge des eben stattgehabten Kampfes, ihn in seinen Banden niedergemetzelt haben würden.

Alle aber sahen, daß Oceola entschlossen war, zu handeln, wie er sich vorgenommen, und es ward ihm daher kein Widerstand entgegengesetzt.

Einer der Krieger überreichte vortretend dem verurtheilten Häuptlinge seine Waffen — blos seinen Tomahawk und sein Messer, denn auf diese Weise war Oceola selbst bewaffnet.

Nachdem dies geschehen war, trat die Menge

ſchweigend und unaufgefordert zurück, und die beiden Kämpfer ſtanden allein in der Mitte.

Der Kampf war eben ſo kurz als blutig. Faſt gleich beim erſten Schlage ſchlug Oceola die Streitaxt aus der Hand ſeines Gegners und warf durch einen zweiten raſch folgenden Schlag Omatla zur Erde nieder.

Einen Augenblick lang ſah man den Sieger ſich über ſeinen gefallenen Gegner neigen mit ſeinem langen im Mondlichte funkelnden Meſſer.

Als er ſich wieder aufrichtete, funkelte der Stahl nicht mehr — er war mit rothem Blute bedeckt.

Oceola hatte ſeinen Schwur gehalten. Er hatte ſeine Klinge in das Herz des Verräthers geſtoßen — Omatla hatte aufgehört zu leben.

* * * *

Weiße Männer erklärten dieſe That ſpäter für einen Meuchelmord. Es war aber keiner, eben ſo wenig als der Tod Karl's, Caligula's, Tarquin's und vieler anderer Tyrannen, welche ihr Land geknechtet oder verrathen haben.

Die öffentliche Meinung iſt in ſolchen Dingen nicht ehrlich. Sie erhält ihre Farbe durch das Geſchwätz, welches gerade an der Tagesordnung iſt,

und wechselt die Farbe wie das Chamäleon. Nichts als Heuchelei, Nichts als schmachvolle Inconsequenz. Nur Der ist ein Mörder, der aus den Beweggründen eines Mörders tödtet. Oceola gehörte nicht zu dieser Classe.

* *
*

Meine Situation war eine sehr eigenthümliche. Bis jetzt hatten die Häuptlinge noch keine Notiz von meiner Gegenwart genommen, und trotz der Artigkeit, mit welcher ich von Denen behandelt worden, welche mich hierher geführt, war ich nicht ganz frei von Befürchtungen im Bezug auf mein Leben. Es konnte den Häuptlingen in ihrer jetzigen Aufregung, und da nun wirklich der Krieg mit unsern Leuten ausgebrochen war, einfallen, mich zu einem ähnlichen Schicksale zu verurtheilen, wie das, welches Omatla ereilt hatte. Ich stand da und erwartete ihre Entscheidung in einer Stimmung, die keineswegs eine behagliche war.

Es dauerte nicht lange, so ward ich meiner Befürchtungen überhoben. Sobald die Sache mit Omatla beendet war, näherte sich Oceola und bot mir auf freundschaftliche Weise die Hand, welche ich natürlich begierig ergriff.

Er gab ſein Bedauern zu erkennen, daß ich von ſeinen Leuten verwundet und gefangen genommen worden — erklärte den Irrthum, rief dann Einen ſeiner Leute und befahl ihm, mich nach dem Fort zurückzuführen.

Ich empfand keinen Wunſch, länger als ich mußte auf dieſem tragiſchen Boden zu verweilen, und nachdem ich dem Häuptlinge Lebewohl geſagt, folgte ich meinem Führer auf dem Wege, auf dem er mir voranſchritt.

In der Nähe des kleinen Sees verließ mich der Indianer, und ohne auf weitere Abenteuer zu ſtoßen, paſſirte ich wieder die Thore des Forts.

# Neuntes Kapitel.

## Ein Bankett mit einem schlimmen Ende.

Meiner Dienstpflicht gemäß machte ich sofort Meldung von dem Auftritte, dem ich unfreiwillig beigewohnt. Er brachte in dem Fort eine lebhafte Aufregung hervor, und es ward sofort eine Expedition angeordnet, bei welcher ich als Führer fungiren sollte.

Es war dies eine große Thorheit. Unsere Nachforschungen erwiesen sich als vergeblich, wie man gleich voraussagen konnte. Allerdings fanden wir den Platz und die Leichen Derer, welche gefallen, und an welchen bereits die Wölfe geschmaus't — aber wir entdeckten keine lebendigen Indianer, nicht einmal den Weg, auf welchem sie sich zurückgezogen hatten.

Die Expedition bestand aus mehreren hundert Mann — nämlich aus der ganzen Garnison des Forts. Wären wir mit einer geringern Streitmacht ausgerückt, so würden wir höchst wahrscheinlich Etwas von dem Feinde gesehen haben.

* * *

Omatla's Tod war das ernsteste Ereigniß, welches bis jetzt stattgefunden hatte, auf alle Fälle das wichtigste in seinen Folgen und Ursachen. Von den Weißen war Omatla zum Könige ernannt worden. Dadurch, daß die Indianer ihn umbrachten, bewiesen dieselben sowohl ihre Verachtung der Autorität, die ihn gekrönt, als auch ihren Entschluß, allen Einwendungen dieser Art Widerstand zu leisten. Omatla hatte unmittelbar unter dem Schutze der weißen Häuptlinge gestanden. Dies war ihm sowohl durch mündliches Versprechen, als durch einen förmlichen Tractat verbürgt worden, und deßhalb war seine Hinrichtung ein Streich, welcher seinen Beschützern versetzt ward. Nun war die Regierung in die Nothwendigkeit gebracht, seinen Tod zu rächen.

Aber auch für die Indianer, besonders für Omatla's eigenes Volk, war sein Tod ein verhängnißvolles Ereigniß. Erschrocken und aus Furcht,

daß eine ähnliche Vergeltung ſie ereilen könne, traten Viele von Omatla's Stamme, Unterhäuptlinge und Krieger, von ihrem Bündniſſe mit den Weißen zurück und in die Reihen der Patrioten. Andere Clans, welche bis jetzt unentſchieden geblieben waren und ähnlichen Beweggründen folgten, erklärten jetzt ihren Beitritt zu dem Willen der großen Nation und griffen, ohne weiter zu zögern, zu den Waffen.

Omatla's Tod war, abgeſehen davon, daß er ein Act ſtrenger Gerechtigkeit war, auch ein feiner politiſcher Streich von Seiten der feindſeligen Indianer. Er bewies den Genius Deſſen, der dieſen Gedanken gefaßt und in Ausführung gebracht hatte.

Omatla war das erſte Opfer des von Oceola ausgeſprochenen Racheſchwurs. Bald darauf fiel das zweite. Es dauerte nicht lange, ſo ward das Trauerſpiel von dem Tode des Verräthers durch ein zweites, weit erſchütternderes und bedeutſameres verdunkelt. Eine der Hauptperſonen in dieſem Drama verſchwindet von der Bühne.

Bei unſerer Ankunft in dem Fort fand man, daß die Vorräthe raſch zur Neige gingen. Es waren nicht die für eine ſo zahlreiche Truppenmaſſe nöthigen Anſchaffungen gemacht worden, und es mußte lange Zeit vergehen, ehe friſche Proviantvorräthe im Fort King eintreffen konnten. Wir ſollten die Opfer

der gewöhnlichen Sorgloſigkeit werden, welche Regierungen, die nicht an kriegeriſche Operationen gewöhnt ſind, eigen zu ſein pflegt. Die Rationen wurden bis auf das Aeußerſte reducirt, und es eröffneten ſich uns die trübſten Ausſichten auf Hunger und Entbehrung.

Anſtatt die Mundvorräthe den Truppen zuzuführen, wendete man die entgegengeſetzte Methode an, und die Truppen mußten nach den Lebensmitteln marſchiren, die erſt geſammelt werden mußten, ehe man ſie eſſen konnte.

Auf dieſe Weiſe wurden vier Fünftel der kleinen Armee aus dem Fort hinweggezogen, ſo daß eine nur ſchwache Garniſon zurückblieb, während auf der Pflanzung des Generals eine neue Palliſade unter dem Namen Fort Drane improviſirt ward.

Es gab Verleumder, welche meinten, der gute alte General ſei hierzu auch noch durch andere Beweggründe als die des bloßen Patriotismus veranlaßt worden. Man erwähnte, daß „Onkel Sam“ als ein zahlungsfähiger und liberaler Käufer bekannt ſei, der dem General für ſeinen Mais einen guten Preis bewilligen werde. Uebrigens ſei auch, ſo lange eine Armee auf ſeiner Pflanzung bivouakire, von den indianiſchen Mordbrennern keine Gefahr zu fürchten. Vielleicht aber waren dieſe Hindeutungen

weiter Nichts, als Ausflüsse der im Lager herrschenden Mißgunst und Spottsucht.

Ich befand mich nicht unter Denen, welche nach dieser neuen Station verlegt wurden. Ich war kein Günstling des Obercommandanten und gehörte nicht mehr zu seinem Stabe.

Die Tage vergingen ziemlich langweilig und zahm ganze Wochen. Ein gelegentlicher Besuch in dem Lager Drane war eine Abwechselung in dem eintönigen Garnisonleben, er kam aber selten vor. Das Fort war seiner Kraft beraubt worden und jetzt zu schwach, als daß wir uns weit über die Mauern desselben hinaus hätten wagen dürfen.

Es war eine bekannte Sache, daß die Indianer zu den Waffen gegriffen hatten. Man hatte Spuren ihrer Nähe gar nicht weit von dem Posten bemerkt, und ein Jagdausflug oder selbst ein romantischer Spaziergang in den benachbarten Wäldern — die gewöhnlichen Erholungen einer Grenzstation — hätten nicht ohne Gefahr unternommen werden können.

Während dieser Zeit bemerkte ich, daß der Commissar bei seinem Ab- und Zugehen sehr vorsichtig war. Er kam selten außerhalb der Palliſade und niemals über die Linie der ausgestellten Schildwachen hinaus. So oft er nach den Wäldern oder über die ferne Savannah blickte, schien sich ein Schat-

ten von Argwohn über seine Züge zu legen, als ob er durch Furcht vor Gefahr beunruhigt würde.

Es war dies nach dem Tode des verrätherischen Häuptlings. Er hatte von Oceola's Schwur, Omatla zu tödten, gehört; vielleicht hatte er auch gehört, daß der Schwur sich auf ihn selbst erstreckte. Vielleicht stand er unter dem Einflusse einer Ahnung.

Das Weihnachtsfest kam heran. Zu dieser Zeit sind Christen, mögen sie sein wo sie wollen, ob nun unter den Eisbergen des Nordens oder auf den heißen Ebenen der Wendekreise — am Bord eines Schiffes oder innerhalb der Mauern einer Festung — ja sogar im Gefängniß — geneigt, sich einen frohen Tag zu machen. Der Grenzposten ist keine Ausnahme von der allgemeinen Regel, und Fort King war ein Schauplatz von fortwährenden Festlichkeiten.

Die Soldaten hatten keinen Dienst — nur die Schildwachen blieben auf ihren Posten — und die Woche verging mit der Kost, die wir uns verschaffen konnten, und freigebigen Rationen von „Monnongahela" ziemlich heiter.

Ein Garkoch ist in der amerikanischen Armee gewöhnlich ein Abenteurer, der Etwas vor sich bringt — gegen die Offiziere freigebig mit baarem Gelde

und Credit, und bei festlichen Gelegenheiten nicht selten ihr Zechgenosse.

So war es auch mit dem Garkoch im Fort King. An einem der Festtage hatte er ein herrliches Diner — wie sonst Niemand im Fort im Stande war — hergerichtet, zu welchem die Offiziere eingeladen wurden, und bei welchem auch der Commissar als Hauptehrengast sich mit befand.

Das Bankett war in dem eigenen Hause des Garkochs servirt, welches, wie schon erwähnt worden, außerhalb der Palliſade einige hundert Schritte entfernt und näher an dem Rande des Waldes stand.

Das Diner war vorüber, und die meisten der Offiziere waren in das Fort zurückgekehrt, wo — da die Nacht heranrückte — das Rauchen und Weintrinken stattfinden sollte.

Der Commissar verweilte mit einem halben Dutzend anderer Gäste — Offiziere und Civiliſten — um noch ein Glas unter dem freundschaftlichen Dache zu trinken, wo sie ihr Diner zu sich genommen hatten.

Ich befand mich unter Denen, welche nach dem Fort zurückkehrten.

Wir hatten uns kaum niedergesetzt, als wir durch eine laute Salve erschreckt wurden, in welcher das Ohr sofort das Knallen von Büchsen erkannte.

In demſelben Augenblicke hörten wir jenes wilde Geſchrei, von dem Rufen civiliſirter Menſchen deutlich unterſcheidbar — das Kriegsgeſchrei der Indianer.

Wir bedurften keines Boten, um zu wiſſen, was dieſer Lärm zu bedeuten hatte. Der Feind war da und hatte einen Angriff gemacht — wir glaubten, auf das Fort ſelbſt.

Wir ſtürzten hinaus, nachdem wir uns Jeder in der Eile ſo gut bewaffnet, wie wir konnten.

Als wir hinauskamen, ſahen wir, daß das Fort nicht bedroht ward; als wir aber über die Palliſaden ſchaueten, bemerkten wir, daß das Haus des Garkochs von einer Horde gefiederter und mit den Kriegsfarben bemalter Wilden umzingelt war. Sie waren in raſcher Bewegung, ſtürzten von einem Puncte zum andern, ſchwangen ihre Waffen und ließen ihr gellendes Yo-ho-ehee erſchallen.

Man hörte noch einzelne Schüſſe, die nach irgend einem Schlachtopfer fielen, welches zu entrinnen ſuchte. Die Thore des Fort ſtanden weit offen, und Soldaten, welche draußen umhergeſchlendert waren, ſtürzten jetzt herein und ſtießen ein wildes Angſt- und Alarmgeſchrei aus.

Das Haus des Garkochs war zu weit entfernt,

als daß es von Kleingewehrfeuer hätte erreicht werden können. Die Schildwachen und einige Andere, welche mit Gewehren bewaffnet waren, thaten einige Schüsse; aber die Kugeln erreichten nicht das Ziel.

Die Artilleristen liefen nach ihren Kanonen; als sie diese aber erreichten, fand man, daß die Pferdeställe — eine Reihe plumper Blockhäuser — in der Schußlinie von dem Hause des Garkochs standen und der Feind auf diese Weise gedeckt war.

Mit einem Male hörte das Geschrei auf und die Horde der unheimlichen Krieger bewegte sich nach dem Walde.

Nach wenigen Secunden waren sie unter den Bäumen und wie auf einen Zauberschlag aus unsern Augen entschwunden.

Der Offizier, welcher im Fort commandirte — ein Mann, der in seinen Entschlüssen etwas langsam war — ließ jetzt die Garnison antreten und wagte einen Ausfall. Derselbe ging blos bis zu dem Hause des Marketenders oder Garkochs, wo Halt gemacht ward, während wir die Greuelscene betrachteten.

Der Garkoch selbst, zwei junge Offiziere, mehrere Soldaten und Civilisten lagen todt auf dem Fußboden, Jeder mit vielen Wunden.

Vor allen ersichtlich war die Leiche des Commissars. Er lag auf dem Rücken, das Gesicht mit geronnenem Blute bedeckt und mit zerrissener, blutiger Uniform. Sechzehn Kugeln waren ihm in den Leib geschossen worden, und über der linken Brust befand sich eine Wunde, die schrecklicher war als alle übrigen. Sie rührte von einem Messer her, dessen Klinge ihm durch das Herz gefahren war.

Ich hätte errathen können, wer diese Wunde geschlagen — auch ohne das lebende Zeugniß, welches sich an Ort und Stelle darbot.

Eine Negerin — die Köchin — welche sich hinter ein Möbel verkrochen, kam nämlich jetzt aus ihrem Verstecke hervor. Sie hatte Alles mit angesehen und angehört. Sie kannte Oceola persönlich. Er war es, der das Trauerspiel angeführt hatte. Er war der Letzte gewesen, der den Schauplatz verlassen, und ehe er sich entfernt, hatte die Negerin gesehen, wie er dem Commissar diesen letzten Stich beigebracht — ohne Zweifel, um dem Racheschwur nachzukommen, welchen er einmal gethan.

Nach einer kurzen Berathung ward die Verfolgung des Feindes beschlossen und mit angemesse-

ner Vorsicht begonnen. Eben so wie früher aber erwies sie sich fruchtlos, und eben so wie zuvor konnte nicht einmal die Spur von dem Wege entdeckt werden, auf welchem der Feind sich zurückgezogen hatte.

# Zehntes Kapitel.

## „Dade's Blutbad."

Dieſes traurige Ende der Weihnachtsfreuden ward womöglich noch trauriger durch ein Gerücht gemacht, welches kurz darauf Fort King erreichte. Es war das Gerücht von einem Ereigniſſe, welches ſpäter allgemein unter dem Namen „Dade's Blutbad" bekannt ward.

Die Nachricht ward durch einen den befreundeten Stämmen angehörigen indianiſchen Läufer überbracht, aber ſeine Angaben waren von ſo furchtbarer Art, daß ſie Anfangs mit einem Schrei des Unglaubens aufgenommen wurden. Andere Läufer, die fortwährend ankamen, beſtätigten die Mittheilung des erſten Boten, bis ſeine Geſchichte — ſo tragiſch unwahrſcheinlich ſie auch zu ſein ſchien — als Wahrheit

anerkannt ward. Sie war wahr in all' ihrem romantiſchen Colorit — wahr in allen ihren blutigen Einzelnheiten. Der Krieg hatte in allem Ernſte begonnen und war durch einen Zuſammenſtoß der eigenthümlichſten Art — eigenthümlich ſowohl ſeinem Charakter als ſeinem Ergebniſſe nach — eingeweiht worden.

Ein Bericht über dieſen Kampf iſt vielleicht intereſſant genug, um hier mitgetheilt zu werden.

Zu Anfange unſerer Erzählung iſt erwähnt worden, daß ein Offizier von der Armee der Vereinigten Staaten prahlend erklärte, er getraue ſich mit zehn Mann und einem Unteroffizier durch die ganze Reſerve der Seminolen zu marſchiren.

Dieſer Offizier war der Major Dade.

Das Schickſal wollte, daß Major Dade Gelegenheit finden ſollte, einen Beweis von ſeiner kriegeriſchen Kühnheit zu geben, obſchon er eine weit größere Streitmacht als zehn Mann und einen Unteroffizier zur Verfügung hatte. Der Ausgang war ein trauriger Gegenſatz zu der prahlenden Behauptung, die er ſo gedankenlos ausgeſprochen.

Um dieſes unglückliche Unternehmen recht zu verſtehen, muß man einige Kenntniß von der Topographie des betreffenden Terrains haben, und dieſe

wollen wir hier dem Leſer mit wenigen Worten zu geben ſuchen.

An der Weſtküſte der Halbinſel Florida liegt eine Bucht, welche Tampa, von den Spaniern Espiritu Santo, genannt wird.

An der Spitze dieſer Bucht ſtand das Fort Brooke, ein Palliſadenwerk wie Fort King, und in ſüdlicher Richtung ungefähr neunzig engliſche Meilen von dem letztern entfernt.

Es war ebenfalls einer jener Militairpoſten, die wegen der indianiſchen Reſerve errichtet worden — ein Depot für Truppen und Vorräthe, ſo wie ein Entrepot für die, welche vielleicht aus den Häfen des mexikaniſchen Meerbuſens hier ankamen. Etwa zweihundert Soldaten waren beim Ausbruche der Feindſeligkeiten hier ſtationirt. Es war größtentheils Artillerie mit einer kleinen Abtheilung Infanterie.

Kurz nach der fruchtloſen Conferenz bei Fort King erhielten dieſe Truppen — oder ſo viel davon als entbehrt werden könnten — von General Clinch Befehl, ſich nach letzterem Platze zu begeben und ſich mit dem Hauptcorps der Armee zu vereinigen.

Dieſem Befehle zufolge wurden hundert Mann mit den dazu gehörigen Offizieren nach Fort King abgeſendet. Major Dade commandirte das Detachement.

Am Weihnachtsabende des Jahres 1835 hatten ſie den Marſch angetreten. Sie verließen das Fort Brooke in der beſten Stimmung, in der Hoffnung, auf den indianiſchen Feind zu ſtoßen und durch einen Kampf mit ihm Lorbeeren zu gewinnen. Sie ſchmeichelten ſich, daß es der erſte Kampf des Krieges und deßhalb der ſein würde, in welchen von den Siegern der größte Ruhm zu erlangen wäre. Von einer Niederlage ließen ſie ſich Nichts träumen.

Mit luſtig flatternden Fahnen, wirbelnden Trommeln und ſchmetternden Hörnern, während die Kanonen ihnen ihren Abſchiedsgruß nachdonnerten und die zurückbleibenden Kameraden ihnen mit neidiſchen Blicken nachſahen, trat das Detachement ſeinen Marſch an — jenen verhängnißvollen Marſch, von welchem es niemals zurückkehren ſollte.

Gerade ſieben Tage ſpäter — am 31. December — erſchien ein Mann auf Händen und Knieen kriechend an dem Thore des Fort Brooke. In ſeiner zerfetzten Kleidung erkannte man kaum noch die Uniform eines Soldaten — eines Gemeinen von Dade's Detachement — denn ein ſolcher war er. Seine Kleider waren durchnäßt vom Waſſer der Bäche und mit dem Schlamme der Moräſte beſudelt; ſie waren mit Staub überzogen und von Blut befleckt.

Sein Körper war an fünf Stellen verwundet —

lauter ſchwere Wunden waren es — eine in der rechten Schulter, eine im rechten Schenkel, eine an der Schläfe, eine im linken Arme und eine im Rücken. Er war bleich und bis zum Skelett abgezehrt, ſah auch einem ſolchen eher ähnlich als einem lebendigen Menſchen.

Als er mit ſchwacher, zitternder Stimme erklärte, er ſei der Gemeine Clarke vom zweiten Artillerieregimente, vermochten ſeine alten Kameraden ihn nur mit Mühe zu erkennen.

Kurz darauf erſchienen zwei andere — die Gemeinen Sprague und Thomas — in einem ähnlichen Zuſtande. Ihre Ausſage war dieſelbe, welche Clarke bereits gethan.

Major Dade's Detachement war von den Indianern überfallen, in Stücke gehauen und faſt bis auf den letzten Mann niedergemetzelt worden. Sie ſelbſt waren die alleinigen Ueberlebenden der Schaar, welche vor ſo wenigen Tagen erſt in dem ganzen Stolze ſelbſtbewußter Kraft und der hoffnungsvollen Erwartung von Ruhm und Sieg das Fort verlaſſen hatte.

Und ihre Geſchichte war buchſtäblich wahr. Von dem ganzen Detachement waren dieſe drei Unglücklichen allein entronnen. Die Andern — im Ganzen einhundert und ſechs — hatten an den Ufern des Amazura

den Tod gefunden. Anſtatt Lorbeeren waren ihnen Cypreſſen beſchieden.

Die Drei, welche entrannen, waren ebenfalls zu Boden geſchlagen und für todt auf dem Platze liegen gelaſſen worden. Nur dadurch, daß ſie ſich todt ſtellten, war es ihnen gelungen, ſpäter fortzukriechen und auf die mühſamſte Weiſe nach dem Fort zurückzugelangen. Den größten Theil dieſes Weges legte Clarke auf Händen und Knieen zurück — eine Entfernung von mehr als ſechzig engliſchen Meilen.

# Eilftes Kapitel.

## Das Schlachtfeld.

Dieſes Blutbad hat in der Geſchichte der Indianerkriege nicht ſeines Gleichen. Kein zweiter Fall von ähnlicher Art iſt jemals früher oder ſpäter vorgekommen — wenigſtens keiner, der für die dabei betheiligten Weißen ſo unheilvoll geweſen wäre. In dem vorliegenden Falle wurden ſie buchſtäblich faſt vernichtet, denn von den drei Verwundeten, welche entkamen, ſtarben zwei kurz darauf an ihren Wunden.

Dabei hatten die Indianer vor ihren Gegnern nicht viel weiter vorausgehabt, als überlegene Schlauheit und Strategie.

Es geſchah an den Ufern des Amazura*) und

*) Der „Ouithlacoochee" der Seminolen.

nachdem Major Dade's Detachement dieſen Fluß paſſirt hatte. Der Angriff erfolgte auf einem verhältnißmäßig freien Terrain — in einem Tannengehölz, wo die Bäume ſehr dünn und vereinzelt ſtanden. Eben ſo iſt auch nicht bewieſen worden, daß ſie den Truppen, welche durch ſie vernichtet wurden, bedeutend an Zahl überlegen geweſen wären — kaum um das Doppelte — und dieſes Verhältniß iſt in den meiſten Indianerkriegen von ihren weißen Gegnern als ein angemeſſenes und günſtiges betrachtet worden.

Viele der Indianer erſchienen beritten auf dem Platze; dieſe aber hielten ſich von dem Musketenfeuer entfernt und nur die zu Fuße nahmen Theil an dem Kampfe.

Ueberhaupt ward der Sieg ſo raſch errungen, daß es der Reiter nicht bedurfte. Gleich die erſte Salve war ſo tödtlich, daß Dade's Leute ſofort in die äußerſte Verwirrung geriethen. Sie waren nicht im Stande, ſich zurückzuziehen. Die berittenen Indianer hatten bereits ihre Flanke umgangen und ihnen den Weg zur Flucht abgeſchnitten.

Dade ſelbſt fiel mit den meiſten von ſeinen Offizieren durch die erſte Salve, und die Ueberlebenden hatten keine andere Wahl als fechten bis auf den letzten Mann.

Man ſuchte ſich eine Verſchanzung dadurch zu

bilden, daß man Bäume fällte und die Stämme so legte, daß sie ein Dreieck formirten; aber das wohlunterhaltene Feuer aus den Kugelbüchsen der Indianer hemmte bald den Fortschritt des Werkes, und die Verschanzung gedieh nicht einmal zur Brusthöhe über dem Boden.

In diese unsichere Deckung zogen sich die von dem ersten Angriffe noch übrig Gebliebenen zurück und fielen hier rasch unter den wohlgezielten Schüssen ihrer Feinde. Es dauerte nicht lange, so lag auch der letzte Mann regungslos da und das Blutbad war zu Ende.

Als dieser Platz später von unsern Truppen aufgesucht ward, fand man diese dreieckige Barricade mit Leichen angefüllt, die über einander aufgethürmt lagen, gerade wie sie gefallen waren — kreuzweis, der Länge nach, in jeder Attitüde des Todes.

Später ward erzählt, die Indianer hätten die Verwundeten auf unmenschliche Weise gemartert und die Getödteten noch entsetzlich verstümmelt. Dies aber war nicht wahr. Es waren — außer den Dreien, welche entkamen — keine Verwundeten da, welche hätten gemartert werden können, und was die Verstümmelung betraf, so kamen bloß ein oder zwei Fälle davon vor, die, wie sich später ergab,

das Werk von durch Beweggründe persönlicher Rache dazu angetriebenen entlaufenen Negern waren.

Einige Scalps waren abgezogen worden; dies ist aber der wohlbekannte Gebrauch indianischer Kriegsführung, und sogar weiße Männer haben in der wahnsinnigen Aufregung des Kampfes dasselbe Verfahren geübt.

Ich war einer von Denen, welche später auf einer von dem Obercommandanten anbefohlenen Recognoscirung das Schlachtfeld besuchten, und der officielle Bericht hierüber ist das beste Zeugniß in Bezug auf das Verhalten der Sieger. Er lautet wie folgt:

„Major Dade und seine Leute wurden am Morgen des 28. December in einer Entfernung von ungefähr zwei Wegstunden von ihrem Lager der vorhergehenden Nacht niedergemetzelt. Sie marschirten in Colonne, als sie von dem Feinde überfallen wurden, der aus dem langen Grase und den Palmetten, worein er sich versteckt gehabt, hervorbrach. Die Indianer erschienen sofort in unmittelbarer Nähe. Unsere Soldaten machten Gebrauch von Flintenkolben, Messern und Bajonnetten, und mehrere Gruppen geriethen in tödtlichem Kampf an einander. Bei einem zweiten Angriffe wurden die eigenen den Todten und Verwundeten entrissenen Musketen unserer Leute gegen

ſie gekehrt. Ein Kreuzfeuer warf die Artilleriſten nieder, die Geſchütze wurden genommen, die Laffetten zerſchlagen und verbrannt, und die Geſchütze ſelbſt in einen Waſſertümpel gewälzt. Viele Neger waren ebenfalls mit auf dem Platze, von den Indianern aber wurden keine Scalps genommen. Die Neger dagegen ſchnitten mit teufliſcher Grauſamkeit Allen die Kehlen ab, deren Geſchrei oder Stöhnen verrieth, daß noch Leben in ihnen war."

Ein zweiter officieller Bericht lautete:

„Wir näherten uns dem Schlachtfelde von hinten. Unſere Avantgarde hatte das Terrain paſſirt, ohne Halt zu machen, als der commandirende Offizier und ſein Stab plötzlich eines der entſetzlichſten Schauſpiele anſichtig wurden, welche die menſchliche Phantaſie ſich vorſtellen kann. Zuerſt ſahen wir einige zerſchlagene und umhergeſtreute Kiſten, dann einen Karren, deſſen zwei davor geſpannte Ochſen todt dalagen, wie eingeſchlafen, mit den Jochen noch auf ihnen. Ein wenig rechts lagen einige Pferde. Dann kamen wir an eine kleine, aus gefällten Bäumen hergeſtellte Einhegung, welche eine dreieckige bruſthohe Verſchanzung bildete. Innerhalb dieſes Dreiecks — längs der nördlichen und weſtlichen Seiten deſſelben — lagen gegen dreißig Leichen, größtentheils bloße Gerippe, obſchon noch viel von der Kleidung an ihnen war.

Sie lagen noch in denſelben Stellungen, welche ſie während des Kampfes eingenommen haben mußten. Einige waren über ihre todten Kameraden hinweggefallen, die Meiſten aber lagen dicht neben den Baumſtämmen, mit den Köpfen nach der Bruſtwehr zu, über welche hinweg ſie gefeuert, und ihre Leiber waren mit Regelmäßigkeit parallel nebeneinander hingeſtreckt. Augenſcheinlich waren ſie auf ihrem Poſten niedergeſchoſſen worden und die Indianer hatten ſie unberührt gelaſſen und nur von einigen die Scalps mitgenommen — obſchon dies, wie man behauptet, von den mit ihnen verbündeten Negern geſchehen war. Die Offiziere waren alle mit leichter Mühe zu erkennen. Einige trugen noch ihre Ringe und Tuchnadeln und in ihren Taſchen fand man Geld. Die Leichen von acht Offizieren und achtundneunzig Soldaten wurden beerdigt. Es muß hierbei noch bemerkt werden, daß der Ueberfall nicht von einem Hommock aus, ſondern in einer dünnbewaldeten Gegend ausgeführt worden war, und die Indianer ſich hinter Palmettos und im Graſe verſteckt gehalten hatten."

Aus dieſem Berichte geht hervor, daß die Indianer nicht um Beute zu machen, ja nicht einmal aus Beweggründen teufliſcher Rache kämpften. Ihr Motiv war ein höheres und reineres — es war die

Vertheidigung ihres Vaterlandes — ihres Heerdes und ihrer Heimath.

Der Vortheil, den ſie über Major Dade's Truppen hatten, war einfach der des Hinterhalts und der Ueberraſchung. Es fehlte Major Dade, obſchon er ein Mann von unzweifelhafter Tapferkeit war, doch gänzlich an jenen Eigenſchaften, welche einem Anführer nothwendig ſind, beſonders einem Anführer, der es mit einem ſolchen Feinde zu thun hat. Er war ein blos theoretiſcher Soldat, wie die meiſten Offiziere, und es mangelte ihm an dem Genius, welcher den großen Feldherrn befähigt, ſich den Umſtänden anzupaſſen, welche ihn umgeben. Er führte den Marſch ſeines Detachements, als ob es zur Parade ginge, und auf dieſe Weiſe in Gefahr und ſeinem Untergange entgegen.

Wenn es aber in dieſer unglücklichen Affaire dem Anführer der Weißen an militairiſcher Fähigkeit fehlte, ſo war dies dagegen mit dem Anführer der Indianer durchaus nicht der Fall. Es dauerte nicht lange, ſo ward es bekannt, daß Der, welcher den Hinterhalt gelegt und einen ſo blutigen und ſiegreichen Erfolg dadurch errungen hatte, der junge Häuptling der Rothſtecken, Oceola, war.

Er konnte nicht lange an Ort und Stelle geblieben ſein, um ſich an ſeinem Triumphe zu weiden,

denn noch am demſelben Abende fiel bei Fort King — in einer Entfernung von ſechzehn Wegſtunden von dem Schauplatze des eben beſchriebenen Blutbades — der Commiſſar dem Racheſchwur des jungen Häuptlings zum Opfer.

# Zwölftes Kapitel.

## Die Schlacht am Ouithlacoochee.

Die Ermordung des Commissars erheischte einen Act rascher Vergeltung. Unmittelbar nachdem sie geschehen, waren mehrere Eilboten auf verschiedenen Wegen nach dem Lager Drane abgesendet worden. Einige dieser Boten fielen in die Hände des Feindes, während die übrigen das Ziel ihrer Bestimmung glücklich erreichten.

Mit Tagesanbruche am nächstfolgenden Morgen war die Armee, über tausend Mann stark, in Bewegung und auf dem Marsche nach dem Amazura.

Der erklärte Zweck dieser Expedition war, einen Schlag gegen die Familien der feindseligen Indianer auszuführen — gegen ihre Väter und Mütter,

ihre Weiber, Schweſtern und Kinder — deren Verſteck in den faſt unzugänglichen Verſchanzungen des großen Sumpfes dem General bekannt geworden war. Man hatte die Abſicht, dieſelben womöglich gefangen zu nehmen und als Geißeln zu behalten, bis die Krieger ſich veranlaßt ſähen, ſich zu ergeben.

Ich erhielt eben ſo wie alle Uebrigen, die in dem Fort entbehrt werden konnten, Befehl, die Expedition zu begleiten, und ſchloß mich demzufolge dem Marſche derſelben an.

Aus den Geſprächen, die ich um mich herum hörte, konnte ich bald die Meinung der Soldaten abnehmen. Sie hatten durchaus nicht die Abſicht, Gefangene zu machen. Erbittert durch Das, was in dem Fort ſtattgefunden — noch mehr gereizt durch die Niedermetzelung Dade's und ſeiner Leute — nahmen ſie, wie ich feſt überzeugt war, ſich gewiß nicht Zeit, Gefangene zu machen. Alte und Junge, Weiber und Kinder — Alle wurden ſicherlich gemordet und kein Pardon gegeben.

Schon die Ausſicht auf ein ſolches Blutbad erfüllte mich mit Grauen und Entſetzen, und Alle waren eben ſo feſt überzeugt als ich, daß es wirklich ſtattfinden würde. Die Verſtecke der unglücklichen Familien waren bekannt geworden; wir hatten Füh-

rer, welche den Platz ganz genau kannten — wie konnten wir daher verfehlen, ihn zu erreichen?

Man erwartete, einen sehr leicht auszuführenden Ueberfall zu machen. Man hatte Nachricht erhalten, daß die Krieger oder die meisten derselben eine andere, weit entfernte Expedition und in einer Gegend vorgenommen hatten, wo wir unmöglich auf sie stoßen konnten. Wir wollten in Abwesenheit der Adler uns auf das Nest stürzen, und in dieser Absicht ward die Armee auf stillen, geheimen Wegen geführt.

Noch einen Tag vorher würde unsere Expedition uns sehr leicht und als eine Lustpartie ohne Gefahr irgend einer Art erschienen sein; die Nachricht von Dade's Niederlage aber hatte auf die Gemüther der Soldaten eine magische Wirkung geäußert und dieselben nicht blos erbittert, sondern auch eingeschüchtert. Zum ersten Male empfanden sie einen gewissen Grad von Respect vor ihrem Feinde, worein sich vielleicht auch ein wenig Furcht mischte. Die Indianer wußten wenigstens zu tödten.

Dieses Gefühl steigerte sich, als frische Boten von dem Schauplatze der Niederlage des Majors Dade ankamen und neue Einzelnheiten über dieses blutige Gefecht mitbrachten.

Nicht ohne eine gewisse Furcht marschirte daher der Soldat weiter in das Herz des feindlichen Landes hinein, und selbst der kecke Freiwillige hielt sich dicht in Reih und Glied, während er schweigend entlang ritt.

Gegen Mittag erreichten wir das Ufer des Amazura. Dieser Fluß mußte passirt werden, ehe wir den Cove — so hieß der Ort, wo die Indianer sich versteckt hielten — erreichen konnten, denn das ungeheure Netzwerk von Morästen und Lagunen, welches man mit diesem Namen bezeichnet, erstreckte sich von dem entgegengesetzten Ufer landeinwärts.

Man hatte dem General eine Furth versprochen, aber die Führer wußten nicht recht Bescheid und man fand keine Stelle zum Uebersetzen. An dem Puncte, wo wir den Fluß erreichten, war derselbe breit, schwarz, tief und reißend — zu tief, um selbst von unsern Pferden durchschritten werden zu können.

Waren die Führer vielleicht Verräther und führten sie uns mit Willen irre? Es begann allerdings diesen Anschein zu gewinnen, aber nein — es konnte nicht sein. Allerdings waren sie Indianer, aber ihre Anhänglichkeit an die Weißen war erprobt. Ueberdies waren sie auch Gegner der Nationalpartei und von ihrem eigenen Volke bereits zum Tode verur-

theilt — unſere Niederlage wäre ihr eigener Untergang geweſen.

Es war auch, wie ſich ſpäter ergab, wirklich kein Verrath. Sie waren einfach durch die Fährten getäuſcht worden und hatten den falſchen Weg eingeſchlagen. Es war ein Glück für uns, daß ſie dies gethan! Ohne dieſen Irrthum der Führer wäre die Armee des General Clinch vielleicht beſtimmt geweſen, in größerem Maßſtabe das Trauerſpiel zu wiederholen, welchem Dade und ſeine Leute ſo kürzlich erſt zum Opfer gefallen waren.

Hätten wir die richtige Uebergangsſtelle, welche ſich etwa eine Wegſtunde weiter flußabwärts befand, erreicht, ſo wären wir in einen Hinterhalt des Feindes gefallen, der von demſelben Anführer, der ſich ſo geſchickt auf ſeine Waldtaktik verſtand, auf ungemein ſchlaue Weiſe gelegt worden. Das Gerücht, daß die Krieger zu einer fernen Expedition ausgezogen ſeien, war eine bloſe Liſt und das Vorſpiel zu einer Reihenfolge von durch Oceola ausgeſonnenen ſtrategiſchen Manövers.

Die Indianer befanden ſich in dieſem Augenblicke da, wo ohne den Irrthum der Führer wir geweſen wären. Die Furth war auf beiden Seiten vom Feinde beſetzt, und die Krieger lagen unſichtbar wie Schlangen im Graſe, bereit, in dem Augen-

blicke hervorzuſpringen, wo wir den Uebergang verſuchen würden. Ein Glück für Clinch und ſeine Armee, daß unſere Führer ſo ſchlecht bewandert waren.

Der General handelte natürlich ohne Kenntniß dieſes Umſtandes, denn ſonſt, und wenn er die gefährliche Nachbarſchaft gekannt hätte, wäre wahrſcheinlich ſein Verfahren ein anderes geweſen. So eben ward Halt commandirt, und nach einiger Berathung ward beſchloſſen, daß wir den Fluß an dem Puncte, wo die Armee angelangt war, überſchreiten ſollten.

Man fand einige alte Boote, ſogenannte Sceows, nebſt einer Anzahl indianiſcher Kanoes. Dieſe mußten den Transport der Infanterie erleichtern, während die Berittenen auf ihren Pferden hinüberſchwimmen konnten.

Es dauerte nicht lange, ſo wurden Flöße von Baumſtämmen zuſammengeſchlagen und die Paſſage des Fluſſes begonnen.

Dieſes Manöver ward mit ziemlicher Geſchicklichkeit ausgeführt, und in weniger als einer halben Stunde war die Hälfte unſeres Heeres hinüber.

Ich befand mich unter Denen, welche zuerſt hinüber kamen, wünſchte mir aber zu dem Gelingen des Unternehmens eben kein Glück. Ich war be-

kümmert über die Aussicht, nun bald in die Nothwendigkeit versetzt zu sein, an der Niedermetzelung wehrloser Menschen — Frauen und Kinder — theilnehmen zu müssen, denn rings um mich her ward nichts Anderes erwartet.

Mit einem Gefühle von wirklicher Herzenserleichterung, ja Freude, hörte ich daher plötzlich den wilden Kriegsruf, das wohlbekannte Yo-ho-ehee der Seminolen durch die Wälder hallen. Gleichzeitig vernahm man knallende Büchsenschüsse, während durch die Luft pfeifende und Aeste von den nahen Bäumen herabschlagende Kugeln uns verkündeten, daß wir in allem Ernste und von einem zahlreichen Feinde angegriffen wurden.

Der Theil der Armee, welcher bereits über den Fluß war, hatte die Vorsicht gebraucht, hinter den starken Bäumen, welche am Ufer des Flusses standen, eine Position einzunehmen, und deßhalb äußerte die erste Salve der Indianer eine weniger tödtliche Wirkung. Dennoch aber fielen einige der Unseren, und die den Blicken des Feindes Ausgesetzten waren noch in Gefahr.

Das Feuer ward von den Truppen erwidert, dann von den Indianern wiederholt und von den Soldaten nochmals beantwortet. Bald rollte es ununterbrochen, bald in vereinzelten Salven oder

einzelnen Schüssen, und dann und wann hörte es auch ganz auf.

Eine lange Weile ward von beiden Seiten nur wenig Schaden gethan; aber es war klar, daß die von dem Unterholze gedeckten Indianer allmählig eine vortheilhaftere Position gewannen und uns nach und nach umzingelten.

Die Truppen dagegen wagten sich nicht von der Stelle zu rühren, wo sie an's Land gestiegen waren, und warteten, bis eine noch größere Zahl der Ihrigen herüber wäre. Dann sollten wir vorrücken und die Indianer durch einen Bajonnetangriff aus dem Dickicht werfen.

Die noch auf dem andern Ufer befindlichen Truppen fuhren fort, überzusetzen. Bis jetzt waren sie durch das Feuer der bereits Uebergesetzten geschützt worden; plötzlich aber ward von den Indianern ein Manöver ausgeführt, welches dem Passiren des Flusses ein Ende zu machen drohte, dafern es nicht durch ein wohlunterhaltenes Musketenfeuer gedeckt werden konnte.

Gerade unterhalb unserer Position ragte ein schmaler Streifen Land in den Fluß hinein und bildete eine kleine Halbinsel. Es war eine Sandbank, die durch einen Strudel auf der entgegengesetzten Seite entstanden war. Sie war niedriger

als das wirkliche Ufer und unbewaldet, ausgenommen an ihrer äußersten Spitze, wo sich eine Art Insel gebildet hatte, die höher war als die Halbinsel selbst. Auf dieser Insel stand ein dichter kleiner Wald von immergrünen Bäumen, Lebenseichen und Magnolien — mit Einem Worte ein Hommock.

Es wäre klug von uns gewesen, wenn wir diesen Hommock gleich in dem Augenblicke, wo wir das Uebersetzen begannen, besetzt hätten, aber unser General hatte den Vortheil nicht bemerkt. Die Indianer dagegen nahmen ihn sehr bald wahr, und ehe wir es verhindern konnten, stürzte eine Abtheilung Krieger über die kleine Landenge und nahm Besitz von dem Hommock.

Das Ergebniß dieses geschickten Manövers ward bald offenkundig. Die Boote wurden beim Uebersetzen von der Strömung bis auf Schußweite an die waldige kleine Insel getrieben, aus deren immergrünen Schatten jetzt ein fortwährender blauer, feuriger Rauch aufwirbelte, während die bleiernen Geschosse ihr Todeswerk verrichteten. Wir sahen, wie unsere Leute auf die Flöße nieder oder über die Seitenwände der Kanoes mit einem schweren Geplätscher in das Wasser hineinstürzten, welches uns verrieth, daß sie aufgehört hatten zu leben, während das dichte Musketenfeuer, welches von uns nach dem Hommock

gerichtet ward, durchaus nicht im Stande war, die kleine verwegene Schaar, welche ihn beſetzt hielt, daraus zu vertreiben.

Es waren ihrer Wenige, denn wir hatten ſie deutlich geſehen, als ſie über die Landenge rannten — aber es war augenſcheinlich, daß ſie lauter ausgeſuchte geübte Schützen waren, denn jeder ihrer Schüſſe war tödtlich.

Es war ein Augenblick der gewaltigſten Aufregung. Anderwärts ward der Kampf mit mehr Gleichheit geführt, denn beide Parteien fochten von den Bäumen gedeckt und fügten einander nur wenig Schaden zu. Die kleine Schaar auf der Inſel aber tödtete mehr von unſern Leuten, als der ganze übrige Feind.

Es war kein anderer Ausweg übrig, als die Scharfſchützen von deni Hommock zu vertreiben, und zwar durch einen Bajonnetangriff — wenigſtens war dies der Plan, für welchen ſich unſer Commandant entſchied.

Es ſchien eine verlorene Hoffnung zu ſein. Jeder, der ſich von der Landſeite näherte, mußte das volle Feuer des verſteckten Feindes empfangen und war ſonach genöthigt, unter furchtbar drohender Gefahr vorzurücken.

Zu meiner Ueberraſchung ward die Führung

der hierzu bestimmten Mannschaft mir übertragen. Warum dies geschah, weiß ich nicht, da ich während dieses Feldzugs noch niemals Gelegenheit gehabt hatte, vorzugsweise Muth oder Eifer zu bethätigen. Der Befehl kam aber von dem General direct und sofort, und ich machte mich bereit, ihm zu gehorchen.

Mit einer Anzahl Scharfschützen, die nicht viel mehr betrug als die des Feindes, den wir unter so ungünstigen Umständen angreifen sollten — brach ich auf nach der Halbinsel.

Es war mir zu Muthe, als ob ich dem sichern Tode entgegenginge, und ich glaube, daß die Meisten von Denen, welche mir folgten, die Opfer einer ähnlichen Ahnung waren. Aber wenn diese Ahnung auch Gewißheit gewesen wäre, so konnten wir doch jetzt, wo die Augen der ganzen Armee auf uns gerichtet waren, der Gefahr nicht den Rücken kehren. Wir mußten vorwärts — wir mußten siegen oder fallen. Binnen wenigen Secunden waren wir auf der Insel und rückten rasch gegen den Hommock vor. Wir hofften, daß die Indianer unsere Annäherung nicht bemerkt hätten, und daß wir sie von hinten beschleichen könnten.

Diese Hoffnung aber erwies sich als eine eitle. Unsere Feinde waren wachsam gewesen; sie hatten unser Manöver gleich vom Anfang desselben an be-

merkt, Kehrt gemacht und erwarteten uns nun mit geladenen Büchſen, bereit, uns zu empfangen.

Aber unſerer gefährlichen Poſition uns nur halb bewußt, drangen wir vorwärts und hatten uns dem Wäldchen bis auf etwa dreißig Schritte genähert, als der blaue Rauch und die rothe Flamme plötzlich zwiſchen den Bäumen hervorziſchte.

Ich hörte den Kugelregen an meinen Ohren vorbeiſauſen. Ich hörte das Geſchrei und Stöhnen meiner Leute, welche dicht hinter mir niederſtürzten. Ich ſah mich um — ich ſah, daß ſie ſämmtlich todt oder ſterbend ausgeſtreckt dalagen.

In demſelben Augenblicke vernahm ich aus dem Wäldchen eine Stimme, welche rief:

„Kehrt um, Randolph! kehrt um! In Folge des Symbols, welches Ihr auf Eurer Bruſt tragt, hat man Euer Leben geſchont, aber meine Tapfern ſind vom Kampfe erhitzt und ihr Blut wird immer heißer. Verſucht nicht ihren Zorn! Fort! fort!“

# Dreizehntes Kapitel.

## Ein Sieg, der mit einem Rückzuge endet.

Ich sah den Sprechenden nicht, denn er war vollständig hinter dem dichten Laubwerke verborgen. Es war auch nicht nöthig, daß ich ihn sah, um zu wissen, wer mich anredete, denn als ich die Stimme hörte, erkannte ich sie sofort.

Es war Oceola, welcher sprach.

Ich kann meine Gefühle in diesem Augenblicke nicht schildern, und eben so wenig genau sagen, wie ich handelte. Meine Gedanken bildeten gleichsam ein verworrenes Chaos, und Ueberraschung und Furcht kämpften darin um die Herrschaft.

Ich erinnere mich, daß ich mich noch ein Mal nach meinen Leuten herumdrehete. Ich sah, daß sie nicht Alle todt waren — Einige lagen noch da, wo

ſie gefallen waren, zuſammengekrümmt, oder in verſchiedenen Stellungen des Todes ausgeſtreckt — regungslos — ohne Zweifel leblos. Einige bewegten ſich noch, und ihr Gewinſel verrieth, daß das Leben noch nicht erloſchen war.

Zu meiner Freude bemerkte ich Mehrere, welche ſich wieder aufgerafft hatten und ſich ſo ſchnell als möglich davon zu machen ſuchten. Einige hatten ſich nur halb erheben können und krochen auf Händen und Knieen fort.

Auf dieſe Letztern ward von dem Gebüſche aus noch fortwährend gefeuert, und als ich noch ſchwankend und unſchlüſſig daſtand, ſah ich Einen oder Zwei von den verhängnißvollen Kugeln, welche dicht um mich herumpfiffen, in das Gras ſtrecken.

Unter den Verwundeten, die zu meinen Füßen lagen, befand ſich ein junger Mann, den ich kannte. Er ſchien durch beide Beine geſchoſſen zu ſein und konnte ſich nicht von der Stelle rühren. Sein an mich gerichteter Hülferuf war das Erſte, was mich aus meiner Unentſchloſſenheit aufrüttelte. Ich beſann mich, daß dieſer junge Mann mir ein Mal einen Dienſt geleiſtet hatte.

Faſt mechaniſch bückte ich mich, faßte ihn rund um den Leib, hob ihn auf und begann ihn hinwegzuſchleppen.

Mit dieſer Bürde eilte ich über die Landenge zurück — ſo ſchnell als meine Kräfte es mir geſtatteten — auch blieb ich nicht eher ſtehen, als bis ich mich außerhalb des Bereichs der indianiſchen Büchſen befand.

Hier ſtieß ich auf eine Abtheilung Soldaten, welche abgeſendet waren, um unſern Rückzug zu decken. In ihren Händen ließ ich meinen verwundeten Kameraden und eilte dann weiter, um dem Obercommandanten meinen traurigen Rapport abzuſtatten.

Meine Geſchichte bedurfte des Erzählens gar nicht. Unſere Bewegung war beobachtet worden, und unſere Niederlage ſchon in der ganzen Armee bekannt.

Der General ſagte kein Wort, ſondern ſchickte mich, ohne mir Zeit zu einer nähern Erklärung zu laſſen, nach einem andern Theile des Schlachtfeldes. Alle tadelten ſeine Unklugheit, daß er Befehl zu einem ſo verzweifelten Angriffe gegeben, beſonders mit einer ſo geringen Streitmacht. Was mich betraf, ſo hatte ich den Ruhm eines kühnen Anführers erworben; wie es aber kam, daß ich der Einzige war, der unverſehrt aus dieſem mörderiſchen Feuer hervorging, dies war ein Räthſel, welches ich in dieſem Augenblicke zu erklären mich wohl hütete.

Ueber eine Stunde lang dauerte der Kampf fort in Geſtalt eines verworrenen Scharmützels unter Moräſten und Bäumen, ohne daß eine der beiden Parteien einen weſentlichen Vortheil gewonnen hätte.

Jede behauptete die Stellung, die ſie eingenommen — obſchon den Indianern auch noch der hinter ihnen liegende Wald offen ſtand.

Hätten wir uns aus unſerer Stellung zurückziehen wollen, ſo wäre dies der Untergang für die ganze Armee geweſen, denn es gab keinen andern Weg zum Rückzuge als wieder durch den Fluß, und dieſer Uebergang hätte nur unter dem Feuer des Feindes ausgeführt werden können.

Dennoch aber ſchien es gleich verderblich zu ſein, unſere Poſition behaupten zu wollen. Wir konnten, indem wir ſo zum Stillſtehen gezwungen waren, Nichts ausrichten, denn wir waren auf dem Ufer des Fluſſes förmlich belagert. Vergebens hatten wir uns bemüht, die Indianer aus dem Gebüſche zu werfen.

Nachdem dies ein Mal fehlgeſchlagen war, wäre ein zweiter Verſuch, uns durch ſie hindurchzuſchlagen, ein noch gefährlicheres Unternehmen geweſen, und dennoch war die Gefahr, wenn wir uns ſtationär verhielten, ebenfalls nicht gering.

Die Truppen waren mit einem nur dürftigen

Vorrath von Proviant aus ihren Quartieren gerückt. Ihre Rationen waren bereits erschöpft und der Hunger stierte der Armee in die Augen. Seine Qualen wurden bereits gefühlt, und jede Stunde mußte sie empfindlicher machen.

Wir begannen zu glauben, daß wir belagert seien, und es war dies auch wirklich der Fall. Um uns herum in einem Halbkreise schwärmten die Wilden, jeder hinter seinem schützenden Baume, und bildeten auf diese Weise eine Defensionslinie, welche an Stärke einer befestigten Verschanzung gleichkam. Eine solche aber konnte ohne die Gewißheit eines fürchterlichen Blutbades unter unsern Leuten nicht genommen werden.

Auch bemerkten wir, daß die Zahl unserer Feinde sich stündlich mehrte. Ein eigenthümliches Geschrei — welches Einige unserer alten „indianischen Kämpfer" verstanden — und welches sich von Zeit zu Zeit hören ließ, verrieth das Eintreffen frischer Abtheilungen des Feindes.

Wir fürchteten, daß wir endlich der Mehrzahl unterliegen müßten, und eine düstere Stimmung verbreitete sich schnell in unsern Reihen.

Während der Scharmützel, welche bereits stattgefunden hatten, bemerkten wir, daß viele der Indianer mit Flinten und Musketen bewaffnet waren.

Einige davon trugen ſogar militairiſche Uniform. Einer — ein hervorragender Anführer — war noch eigenthümlicher herausſtaffirt. Von ſeinen Schultern herab hing eine breite ſeidene Fahne, nach Art eines ſpaniſchen Mantels aus den Zeiten der conquistadores. Die abwechſelnd rothen und weißen Streifen mit dem blauen geſtirnten Felde in der Ecke waren deutlich ſichtbar. Jedes Auge der Unſern ſchaute darauf und erkannte in der phantaſtiſchen auf ſo herausfordernde Weiſe entfalteten Draperie das geliebte Banner unſeres Vaterlandes.

Dieſe Symbole ſprachen ſehr deutlich und auf eine für uns durchaus nicht räthſelhafte Weiſe. Ihr Vorhandenſein unter unſern Feinden ließ ſich mit leichter Mühe erklären. Die Fahne, die Musketen und Flinten, die Uniformen und übrigen Rüſtſtücke waren Trophäen von dem Schlachtfelde, auf welchem Dade gefallen war.

Obſchon die Truppen dieſe Gegenſtände mit bitterer Entrüſtung betrachteten, ſo war ihr Zorn doch ohnmächtig. Die Stunde, wo ſie das unglückliche Schickſal ihrer Kameraden rächen ſollten, hatte noch nicht geſchlagen.

Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß wir ihr Schickſal getheilt haben würden, wenn wir noch länger an Ort und Stelle geblieben wären; glücklicher Weiſe

aber bot sich eine Gelegenheit zum Rückzuge dar, von welcher unser General sehr gern Gebrauch machte. Es war die glückliche Idee eines freiwilligen Offiziers — eines alten Veteranen aus „Hickory's" Kriegen, der in der Taktik der indianischen Kriegsführung bewandert war.

Auf seinen Rath ward von den Truppen, welche den Fluß noch nicht passirt hatten — den Freiwilligen — ein Scheinmanöver ausgeführt. Es war ein angeblicher Versuch, die Passage des Flusses an einem höher stromaufwärts gelegenen Punkte zu bewirken. Dies war ein sehr guter Einfall. Wäre eine solche Kriegslist möglich gewesen, so würde sie den Feind zwischen zwei Feuer gebracht und auf diese Weise der „Umzingelung" ein Ende gemacht haben; aber ein solcher Uebergang ward nicht beabsichtigt, sondern nur eine List.

Sie hatte die gewünschte Wirkung. Die Indianer ließen sich dadurch täuschen und eilten in Masse an dem Ufer hinauf, um den Uebergangsversuch zu verhindern. Unsere belagerte Streitmacht benutzte diese zeitweilige Abwesenheit des Feindes, und die „Regulären," welche die Zeit geschickt zu benutzen wußten, gelangten auf die sichere Seite des Flusses zurück. Der schlaue Feind war zu vorsichtig,

um uns zu folgen, und somit endete die Schlacht an dem Ouithlacoochee.

In dem eiligen Kriegsrathe, welcher nun abgehalten ward, waren die Stimmen über das nun einzuschlagende Verfahren durchaus nicht getheilt. Der Vorschlag, nach Fort King zurück zu marschiren, ward mit wunderbarer Einstimmigkeit angenommen, und ohne lange Zeit zu verlieren, machten wir uns auf den Weg und langten ohne weitere Beläſtigung wieder in unserm Fort an.

# Vierzehntes Kapitel.

## Ein abermaliges Sumpfgefecht.

Nach dieſem Kampfe war in dem Geiſte der Armee eine vollſtändige Veränderung zu bemerken. Man hörte keine Prahlerei mehr, und die Begier der Truppen, gegen den Feind geführt zu werden, war nicht mehr ſchwer im Zaume zu halten. Niemand gab einen Wunſch nach einer zweiten Expedition über den Ouithlacoochee zu erkennen, und das Dickicht, in welchem die Indianer ſich verſteckt hielten, ſollte bis zum Eintreffen neuer Verſtärkungen ununterſucht bleiben. Die Freiwilligen waren entmuthigt, des Feldzugs überdrüſſig und durch den Widerſtand, auf den ſie ſo unerwarteter Weiſe geſtoßen und der eben ſo kühn und blutig als unerwartet geweſen — ein wenig eingeſchüchtert. Der bis jetzt verachtete Feind

hatte, wenn er durch sein Verhalten die größte Erbitterung und Racheluſt erweckt, ſich doch auch zugleich in Reſpect geſetzt. Die Schlacht am Ouithlacoochee koſtete der Armee der Vereinigten Staaten beinahe hundert Mann. Der Verluſt der Seminolen ward weit höher angeſchlagen, obſchon Niemand für dieſe Annahme eine beſſere Autorität anzugeben wußte, als ſeine perſönliche Vermuthung. Niemand hatte die Getödteten des Feindes geſehen, dies aber erklärte man durch die Behauptung, daß ſie während des Gefechts ihre Todten und Verwundeten von dem Kampfplatze hinweggetragen hätten.

Wie oft hat man dieſe abgeſchmackte Behauptung in den Depeſchen ſowohl ſiegreicher als geſchlagener Generale gefunden! Es iſt dies die gewöhnliche Art und Weiſe, auf welche man ein Schlachtfeld zu erklären ſucht, welches mit feindlichen Leichen allzuſpärlich beſäet iſt. Schon die Möglichkeit einer ſolchen Operation ſetzt einen leichten Kampf oder eine ungemein große Anhänglichkeit der Streitenden an einander voraus, eine Anhänglichkeit, die für die menſchliche Natur wirklich zu ſtark iſt. Ich habe in dergleichen auch einige Erfahrung geſammelt und kann verſichern, daß ich niemals einen Todten, mochte es nun ein Kamerad oder ein Feind ſein,

von dem Kampfplatze, wo er gefallen, fortschaffen sah, so lange noch ein Schuß zu hören war.

In der Schlacht am Quithlacoochee hatten ohne Zweifel einige unserer Feinde „in das Gras gebissen", aber ihr Verlust war viel geringer als der unserer eigenen Truppen. Was mich betraf, — und ich hatte vollauf Gelegenheit, Beobachtungen anzustellen — so hätte ich nicht beschwören können, auch nur einen einzigen todten Indianer gesehen zu haben, und eben so wenig traf ich einen Kameraden, der dies gekonnt hätte. Trotzdem aber haben die Geschichtsschreiber dieses Gefecht als einen großen Sieg aufgezeichnet, und die Depesche des Obercommandanten ist noch vorhanden — ein seltsames Probestück kriegerischer Literatur. In diesem Documente findet man den Namen fast jedes mit bei dem Treffen betheiligten Offiziers genannt, und Jeder wird als ein unvergleichlicher Held geschildert. Ein seltenes Monument der Eitelkeit und Prahlerei!

Offen und ehrlich gestanden — wir hatten von den Rothhäuten eine tüchtige Schlappe bekommen, und der Verdruß der Armee war eben so groß als ihre Erbitterung.

Clinch, obschon er für einen freundlichen General galt — für den Soldatenfreund, wie die Geschichtsschreiber ihn nennen — ward nicht mehr als ein

großer Krieger betrachtet. Sein Ruhm war von ihm gewichen. Wenn Oceola gegen ihn einen Groll hegte, so hatte er Grund, mit Dem, was er ausgeführt, zufrieden zu sein, ohne den „alten Veteranen" weiter zu beläſtigen. Obſchon noch am Leben, war er doch todt für den Ruhm.

Es dauerte nicht lange, ſo erſchien ein neuer Obercommandant und die Siegeshoffnungen lebten wieder auf. Der neue General hieß Gaines, ebenfalls einer „der Veteranen", die durch die Anciennetät erzeugt werden. Er war nicht von der Regierung zu dieſem beſondern Dienſte befehligt worden, ſondern hatte, weil Florida ein Theil ſeines Militairdiſtrictes war, ſich freiwillig erboten, die Leitung des Krieges zu übernehmen.

Eben ſo wie ſein Vorgänger erwartete Gaines eine reiche Ernte an Lorbeeren zu ſammeln und ſollte eben ſo wie dieſer ſich bitter getäuſcht ſehen. Wieder war ihm nur ein Cypreſſenkranz beſchieden.

Unſere durch friſche Truppen von Louiſiana und anderwärts her verſtärkte Armee ward unverweilt in Bewegung geſetzt und marſchirte abermals gegen den „Cove."

Wir erreichten die Ufer des Amazura, paſſirten aber nicht dieſen Strom, der für unſer Leben eben

ſo verhängnißvoll war wie für unſeren Ruhm. Dieſes Mal paſſirten ihn die Indianer.

Faſt auf demſelben Platze, wo unſer erſtes Gefecht ſtattgefunden — nur mit dem Unterſchiede, daß es jetzt auf dem niedern Ufer des Fluſſes geſchah — wurden wir von den rothen Kriegern angegriffen und nach einem mehrſtündigen ſcharfen Scharmützel gezwungen, unſere ſtolzen Bataillone wieder in den ſchützenden Umkreis unſerer Palliſaden zurückzuziehen. In dieſer Verſchanzung würden wir neun Tage lang belagert und wagten kaum uns außerhalb unſerer hölzernen Mauern zu zeigen. Der Hunger ſtierte uns jetzt nicht mehr von Weitem an, ſondern hatte uns wirklich gepackt, und ohne die Pferde, welche wir bis jetzt geritten und mit deren Fleiſche wir uns jetzt ſättigten, wäre die eine Hälfte der Armee vor Hunger umgekommen.

Wir wurden vor der gänzlichen Vernichtung nur durch die rechtzeitige Ankunft einer zahlreichen Streitmacht gerettet, welche von dem noch ſeine Brigade commandirenden Clinch uns zu Hülfe geſendet ward. Da dieſer unſer früherer General direct vom Fort King ausmarſchirt war, ſo hatte er das Glück, unſerem Feinde in den Rücken zu fallen und dadurch, daß er unſere Belagerer überrumpelte, uns aus unſerer ſchwierigen Lage zu befreien.

Der Tag unſerer Erlöſung ward noch durch einen anderweiten eigenthümlichen Vorfall bezeichnet — nämlich durch einen Waffenſtillſtand von ganz beſonderer Art.

Zeitig am Morgen, als es noch finſter war, hörten wir uns von einer Stimme in ziemlicher Entfernung mit lautem „Heda — Holla!“ anrufen.

Die Stimme kam von der Richtung des Feindes — da wir umzingelt waren, ſo konnte es gar nicht anders ſein — aber die Art und Weiſe des Anrufs erweckte die Hoffnung, daß Clinch's Brigade angekommen ſei.

Der Ruf ward wiederholt und beantwortet. Die Hoffnung auf Entſatz aber verſchwand wieder, als man in der Stentorſtimme die Abram's, des ſchwarzen Häuptlings und ehemaligen Dolmetſchers der Conferenz, erkannte.

„Was wollt Ihr?“ lautete die von dem Obercommandanten befohlene Frage.

„Eine Unterredung!“ war die Antwort.

„Zu welchem Zwecke?“

„Wir wünſchen dem Kampfe ein Ende zu machen.“

Dieſer Vorſchlag war eben ſo angenehm als unerwartet. Was konnte er bedeuten? Litten die Indianer Hunger wie wir, und waren ſie der Feind-

ſeligkeiten überdrüſſig? Dies war ſehr wahrſcheinlich, denn aus welchem andern Grunde hätten ſie ſonſt wünſchen ſollen, dem Kriege ſo plötzlich ein Ende zu machen? Sie waren noch nicht geſchlagen worden, ſondern im Gegentheile in jedem Gefechte, welches bis jetzt vorgekommen, ſiegreich geweſen.

Nur ein einziger anderweiter Beweggrund ließ ſich denken. Wir erwarteten jede Stunde die Ankunft von Clinch's Brigade. Boten waren in dem Lager eingetroffen und hatten die Meldung gemacht, daß er in der Nähe ſei, und mit dieſem Zuwachſe waren wir nicht bloß ſtark genug, die Belagerung aufzuheben, ſondern auch die Indianer faſt mit der Gewißheit anzugreifen, daß wir ſie ſchlagen würden. Vielleicht wußten ſie eben ſo gut als wir, daß Clinch heranrückte, und wünſchten vor ſeiner Ankunft Bedingungen zu machen.

Auf dieſe Weiſe erklärte der Obercommandant dieſes Verlangen nach einer Unterredung. Er hoffte jetzt im Stande zu ſein, einen entſcheidenden Schlag zu führen; ſeine einzige Furcht war, daß der Feind ſich zurückziehen möchte, ehe Clinch auf dem Platze erſchiene. Ein Waffenſtillſtand konnte dazu dienen, die Indianer zu längerem Verweilen zu veranlaſſen, und ohne Zögern ward dem Anrufer geantwortet,

daß man bereit sei, die begehrte Unterredung zu gewähren.

Man besprach sich über eine Zusammenkunft von Parlamentairen, und setzte die Stunde auf die Zeit fest, wo es heller Tag sein würde. Die Conferenz sollte durch drei Mann von den Indianern und drei Mann aus unserem Lager gebildet werden.

Vor dem Fort dehnte sich eine kleine Savannah hin. In einer Entfernung von einigen hundert Schritten ward sie von dem Walde begrenzt. Sobald der Tag anbrach, sahen wir drei Mann aus dem Gehölz herauskommen und bis in den freien Raum vorschreiten. Es waren Indianerhäuptlinge in vollem Costüm — es waren die Commissare. Wir erkannten sie vom Lager aus alle Drei — Abram, Coa Hajo und Oceola. Noch außerhalb Schußweite machten sie Halt und stellten sich aufrecht, mit dem Gesichte nach den Palliſaden gewendet, nebeneinander. Drei Offiziere, von welchen zwei die Indianersprache reden konnten, wurden beauftragt, sich ebenfalls an Ort und Stelle zu begeben. Ich gehörte mit zu dieser Deputation.

Nach wenigen Minuten standen wir den feindlichen Häuptlingen gegenüber.

# Fünfzehntes Kapitel.

## Die Unterredung.

Ehe noch ein Wort gesprochen ward, reichten wir alle Sechs einander die Hände, allem Anscheine nach auf die freundschaftlichste Weise. Oceola ergriff warm die meine und sagte, indem er dies that, mit eigenthümlichem Lächeln:

„Ha, Randolph! Freunde treffen sich im Kriege zuweilen ebenso, wie im Frieden."

Ich wußte, was er meinte, konnte ihm aber bloß mit einem bedeutsamen, dankbaren Blicke antworten.

Eine mit einer Botschaft von dem General an uns abgesendete Ordonnanz näherte sich vom Lager her. In demselben Augenblicke erschien auch ein Indianer aus dem Gehölz, hielt mit der Ordonnanz

Schritt, und kam gleichzeitig mit der letztern auf dem Platze an. Die Deputation der Indianer wollte stets einer eben so großen Anzahl der unseren gegenüberstehen.

Sobald der Bote seinen Auftrag flüsternd ausgerichtet hatte, begann die Unterredung.

Abram war der Sprecher von Seiten der Indianer und hielt seine Anrede in gebrochenem Englisch. Die Andern gaben ihre Zustimmung bloß durch einfaches Kopfnicken oder das bejahende „Hoh" zu erkennen, während ihre Verneinung durch den Ausruf „Cooree" ausgedrückt ward.

„Wünscht Ihr weißen Leute Frieden zu machen?" fragte der Neger kurz.

„Unter welchen Bedingungen?" frug der Anführer unserer Deputation.

„Die Bedingungen, welche wir stellen, sind folgende: Ihr legt die Waffen nieder und gebt den Krieg auf — Eure Soldaten ziehen sich zurück und bleiben in ihren Forts. Wir Indianer gehen über den Quithlacoochee, und von dieser Zeit an machen wir auf immer den großen Fluß zur Grenzlinie zwischen uns beiden. Wir versprechen, in Frieden und Freundschaft mit allen weißen Nachbarn zu leben. Weiter habe ich Nichts zu sagen."

„Brüder," antwortete unser Sprecher, „ich

fürchte, dieſe Bedingungen werden von dem weißen General eben ſo wenig angenommen werden, als von unſerm großen Vater, dem Präſidenten. Ich bin beauftragt, zu ſagen, daß der Obercommandant mit Euch unter keiner andern Bedingung unterhandeln kann, als daß Ihr Euch vollſtändig unterwerft und verſprecht, daß Ihr nun endlich in die Auswanderung willigt."

„Cooree! Cooree! niemals!" riefen ſtolz Coa Hajo und Oceola in Einem Athem und mit entſchloſſenem Nachdrucke, welcher bewies, daß ſie durchaus nicht die Abſicht hatten, ihre Unterwerfung anzubieten.

„Und warum ſollen wir uns unterwerfen?" fragte der Schwarze mit der Miene des Erſtaunens. „Wir ſind ja nicht beſiegt. Wir beſiegen Euch in jedem Gefechte — wir ſchlagen Eure Leute, ein, zwei, drei Mal — wir ſchlagen Euch — Gott verdamme, wir können Euch Alle umbringen! Warum ſollen wir uns unterwerfen? Wir ſind hierher gekommen, um Bedingungen zu ſtellen, nicht um deren zu verlangen."

„Auf Das, was bis jetzt geſchehen iſt, kommt wenig an," bemerkte der Offizier zur Antwort; „wir ſind weit ſtärker als Ihr, und müſſen Euch am Ende doch noch beſiegen."

Wieder riefen die beiden Indianerhäuptlinge wie aus Einem Munde: „Cooree! Cooree!“

„Es ist leicht möglich, daß Ihr weißen Leute Euch über Eure Stärke sehr täuscht. Wir sind nicht so schwach als Ihr glaubt — Gott verdamme, nein. Wir können Euch unsere Stärke zeigen.“

Indem der Neger dies sagte, wendete er sich mit fragendem Blicke nach seinen Kameraden, wie um ihre Zustimmung zu einem Vorschlage zu verlangen.

Beide schienen dieselbe mit bereitwilligem Kopfnicken zu geben, und Oceola, welcher jetzt die Leitung der Sache übernahm, drehte sich nach dem Walde herum, indem er gleichzeitig einen lauten, eigenthümlichen Ruf anstimmte.

Der Widerhall seiner Stimme hatte noch nicht aufgehört in der Luft zu vibriren, als der immergrüne Wald sich längs seines ganzen Saumes zu bewegen schien, und einen Augenblick später zeigte sich eine Reihe dunkelfarbiger Krieger auf dem freien Raume. Sie traten einige Schritte vor und machten dann in vollkommener Schlachtordnung Halt, so daß sie von dem Platze aus, wo wir standen, sehr leicht gezählt werden konnten.

„Zählt die rothen Krieger!“ rief Oceola in triumphirendem Tone — „zählt sie, dann werdet Ihr

nicht länger unbekannt mit der Stärke Eures Feindes sein.“

So wie der Indianer diese Worte sprach, umspielte ein satyrisches Lächeln seinen Mund, und er stand uns einige Augenblicke lang schweigend gegenüber. „Nun,“ fuhr er nochmals fort, indem er auf seine Leute zeigte, „sehen jene Tapfern — es sind ihrer fünfzehnhundert — wohl verhungert und unterwürfig aus? Nein! Sie sind bereit, den Krieg fortzusetzen, bis der Boden unseres Vaterlandes das Blut des letzten Mannes trinkt. Wenn sie umkommen müssen, so wird es hier sein — hier in Florida — in dem Lande ihrer Geburt, auf den Gräbern ihrer Väter.

„Wir haben zu dem Feuerrohre gegriffen, weil Ihr uns beleidigt habt und weil Ihr uns vertreiben möchtet. Für die Beleidigungen haben wir Rache genommen. Wir haben viele von Euern Leuten getödtet und sind zufrieden mit der Rache, die wir genommen haben. Wir wünschen nicht, noch mehr umzubringen. Was aber die Auswanderung betrifft, so haben wir unsern Entschluß nicht geändert und werden ihn auch niemals ändern.

„Wir haben Euch einen billigen Vorschlag gemacht. Nehmt ihn an, und noch diese Stunde kann der Krieg aufhören; verwerft ihn, und es soll noch

mehr Blut vergossen werden — ja bei Wykomé! Ströme von Blut sollen fließen. Die rothen Stangen unserer Hütten sollen immer und immer wieder mit dem Blute der bleichen Gesichter, unserer Feinde, bemalt werden. Frieden denn oder Krieg — die Wahl steht Euch offen!"

Als Oceola aufhörte zu sprechen, gab er den Kriegern am Waldessaume einen Wink mit der Hand und sie verschwanden auf dieses Zeichen still, rasch, fast geheimnißvoll unter den Bäumen.

Unser Sprecher stand eben im Begriffe, diese leidenschaftliche Anrede des jungen Häuptlings zu beantworten, als er plötzlich durch den Knall von Flintenschüssen unterbrochen ward, welche sich in der Richtung der Indianer, aber weiter entfernt, vernehmen ließen. Die Schüsse folgten auf einander in rascher Reihenfolge und wurden von lautem Geschrei begleitet, in welchem, obschon aus der weiten Entfernung nur schwach herübergetragen, doch der Hurrahruf von anrückenden Soldaten zu erkennen war.

„Ha, Verrätherei!" riefen die Häuptlinge in Einem Athem; „wartet, Ihr lügenden bleichen Gesichter — das sollt Ihr bereuen."

Und ohne weiter auf ein Wort zu warten, rannten alle Drei von dem Platze hinweg, so schnell sie

konnten, in den Wald hinein. Wir kehrten nach den Linien des Lagers zurück, wo die Schüsse ebenfalls gehört und als das Vorrücken von Clinch's Brigade, welche den indianischen Vorposten in den Rücken fiel, gedeutet worden war.

Wir fanden die Truppen schon in Schlachtordnung aufgestellt und sich anschickend, aus der Pallisade auszurücken. Nach wenigen Minuten ward dieser Befehl gegeben und die Armee marschirte ab, indem sie sich rasch rechts und links das Ufer des Flusses entlang ausbreitete.

Sobald die Formation vollständig war, rückte die Linie vor. Die Truppen dürsteten nach Rache. Seit Tagen eingepfercht, halb verhungert und mehr als halb mit Schmach bedeckt, hatten sie jetzt Gelegenheit, ihre Ehre wieder zu gewinnen, und brannten vor Begier, den wilden Feind zu züchtigen. Mit einer Armee in ihrem Rücken, welche in ausgedehnter Linie gegen sie heranrückte — denn dies war zwischen den Commandanten vorher verabredet worden — während eine zweite in ähnlicher Weise von vorn vordrang — wie konnten dann die Indianer entrinnen? Sie mußten kämpfen — sie mußten endlich besiegt werden.

Dies war die Erwartung Aller — der Offiziere sowohl als der Soldaten. Der Obercommandant

ſelbſt war in beſter Laune. Sein ſtrategiſcher Plan war gelungen. Der Feind war umzingelt — ein großer Sieg ſtand zu erwarten — eine Ernte von Lorbeeren.

Wir marſchirten vorwärts. Wir hörten noch Schüſſe, aber jetzt bloß vereinzelt. Wir hörten nicht das wohlbekannte Kriegsgeſchrei der Indianer.

Wir rückten immer weiter vor. Die Hommocks wurden erſtürmt, aber wir fanden in ihren ſchattigen Dickichten keinen Feind.

Ganz gewiß aber mußte dieſer noch vor uns ſein — zwiſchen unſern Linien und denen der heranrückenden Verſtärkung. Iſt es möglich, daß er ſich zurückgezogen hat — daß er entronnen iſt? Nein! Da drüben ſind die Indianer — auf der andern Seite der Wieſe — ſie kommen eben aus den Bäumen heraus. Sie rücken vor, um den Kampf zu beginnen. Jetzt gilt es — jetzt —

Ha! dieſe blauen Uniformen mit dem weißen Lederzeuge, dieſe Fouragemützen und Säbel — das ſind keine Indianer! Es iſt nicht der Feind — es ſind unſere Freunde — die Soldaten von Clinch's Brigade!

Es war ein Glück, daß in dieſem Augenblicke eine wechſelſeitige Erkennung ſtattfand, ſonſt hätten wir einander vielleicht ſelbſt vernichtet.

# Sechzehntes Kapitel.

## Geheimnißvolles Verschwinden einer Armee.

Die beiden Abtheilungen der Armee stießen nun auf einander, und nachdem zwischen den Commandanten eine rasche Berathung gehalten worden, fuhren wir fort, das Feld zu durchstreifen, um unseren Feind aufzusuchen. Mehrere Stunden wurden damit zugebracht, aber es war auch nicht ein einziger Indianer zu finden.

Oceola hatte ein strategisches Kunststück ausgeführt, welches in den Annalen des Krieges nicht seines Gleichen hatte. Er hatte eine Armee von fünfzehnhundert Mann zwischen zwei andern von ziemlich gleicher Stärke, die ihn beinahe vollständig umzingelt, hindurchgeführt, ohne einen einzigen Mann auf dem Platze, ja ohne auch nur eine Spur von

ſeinem Rückzuge zurückzulaſſen. Jene Schaar von indianiſchen Kriegern, die wir ſo eben noch in voller Schlachtordnung geſehen, hatte ſich mit einem Male in tauſend Bruchſtücke aufgelöſ't und war wie auf einen Zauberſchlag unſern Blicken entſchwunden.

Der Feind war fort — wir wußten nicht, wohin, und die in ihrer Erwartung getäuſchten Generale führten ihre Corps wieder nach Fort King zurück.

* * *

Die „Sprengung" der indianiſchen Armee, wie man es nannte, ward natürlich als ein abermaliger Sieg in der Geſchichte dieſes Feldzugs verzeichnet. Es war aber ein Sieg, welcher den armen alten Gaines tödtete — wenigſtens ſeinen militairiſchen Ruhm — und er trat gern wieder von dem Commando zurück, welches er ſo begierig geweſen war zu übernehmen.

* * *

Ein dritter General betrat nun als Obercommandant den Schauplatz — ein Offizier, der ſchon mehr Ruf beſaß, als beide ſeiner Vorgänger. Es war Scott. Eine in den alten britiſchen Kriegen empfangene glückliche Wunde, Dienſtalter, eine ge-

hörige Quantität politischer Charlatanerie, vor allen Dingen aber eine freie Uebersetzung der französischen Taktik mit der Anmaßung, der Urheber derselben zu sein, alles Dies hatte dazu beigetragen, dem General Scott in den Augen des amerikanischen Publikums seit länger als zwanzig Jahren*) eine gewisse Bedeutung zu geben. Der Mann, welcher ein solches Manövrirsystem ersonnen hatte, mußte nothwendig ein guter Soldat sein — so folgerten seine Landsleute.

Natürlich wurden wunderbare Dinge von dem neuen Obercommandanten erwartet und große Thaten

*) Scott's ganze Laufbahn, seine politische sowohl als seine militairische, ist eine Reihe von Fehlgriffen gewesen. Sein Feldzug in Mexiko ist, so zu sagen, unter der Kritik. Die zahlreichen Fehler, die er dort beging, würden zu sehr verderblichen Folgen geführt haben, wenn sie nicht durch die Umsicht seiner untergebenen Offiziere und die unbezähmbare Tapferkeit der Soldaten neutralisirt worden wären. Die Schlacht von Molino del Rey — der Waffenstillstand mit Santa Anna, waren militairische Mißgriffe, deren ein Kadet, welcher so eben erst die Militairakademie verlassen, sich geschämt haben würde. Ich behaupte, daß jedes Gefecht ein ungeregelter Kampf war, dessen Ausgang von dem Zufalle, oder vielmehr von der verzweifelten Tapferkeit der Truppen auf der einen, und der nichtswürdigen Feigheit Derer auf der andern Seite abhing.

verſprochen. Er verfuhr — ſo glaubte man — mit den Wilden ſicherlich auf ganz andere Weiſe als ſeine Vorgänger, und machte dieſem verächtlichen Kriege ein ſchnelles Ende.

Man freute ſich ſehr über ſeine Ernennung, und es wurden Anſtalten zu einem Feldzuge nach weit größerem Maßſtabe getroffen, als es einem der beiden erſten Anführer beſchieden geweſen. Die Armee ward verdoppelt — faſt verdreifacht — und für reichliche Proviant- und Munitionsvorräthe geſorgt, ehe der große General ſich dazu verſtand, einen Fuß auf den Kampfplatz zu ſetzen.

Endlich kam er an und die Armee ward in Bewegung geſetzt.

Es iſt nicht meine Abſicht, auf die Ereigniſſe dieſes Feldzuges ausführlich einzugehen. Sie waren nicht wichtig genug, um aufgezeichnet, und noch viel weniger intereſſant genug, um erzählt zu werden. Er beſtand bloß aus einer Reihe beſchwerlicher Märſche, die mit all' dem Pomp und der Regelmäßigkeit einer Parademuſterung ausgeführt wurden. Die Armee ward in drei Diviſionen getheilt, welche etwas bombaſtiſch die Namen „rechter Flügel, linker Flügel und Centrum" erhielten.

So formirt ſollten ſie gegen den „Cove" des Ouithlacoochee — wider dieſen verhängnißvollen

Cove — anrücken und zwar von drei verſchiedenen Richtungen her, von Fort King, Fort Brooke und dem St. Johns. Bei der Ankunft am Rande des großen Sumpfes ſollte jede Diviſion gewiſſe Signalſchüſſe abfeuern und dann ſollten alle drei in ſich einander nähernden Linien nach dem Herzen der „Seminolen-Verſchanzung" vorrücken.

Dieſes ungereimte Manöver ward durchgeführt und endete, wie ſich erwarten ließ, auf vollkommen erfolgloſe Weiſe. Während des Marſches ſah kein Mann das Geſicht eines rothen Indianers. Einige ihrer Lager wurden entdeckt, aber weiter Nichts. Die ſchlauen Krieger hatten die Signalſchüſſe gehört und die Bedeutung derſelben recht wohl verſtanden. Bei dieſem Aufſchluſſe über die Poſition des Feindes hatte es ihnen nur wenig Mühe gekoſtet, ſich zwiſchen den „Flügeln" hindurch zurückzuziehen.

Der eigenthümlichſte, wo nicht der wichtigſte Vorfall, der ſich während Scott's Feldzuge ereignete, war einer, der mir beinahe das Leben gekoſtet hätte. Wenn er auch nicht würdig iſt, ausführlich mitgetheilt zu werden, ſo verdient er doch als ein merkwürdiges Beiſpiel von Gewiſſenloſigkeit Erwähnung zu finden.

Während unſer großer Commandant mit ſeinem „Centrum" nach dem Cove marſchirte, fiel ihm ein,

auf den Ufern des Amazura einen „Beobachtungspoſten", wie er es nannte, zurückzulaſſen. Dieſer Poſten beſtand aus einer Abtheilung von vierzig Mann — größtentheils Suwanee-Freiwillige, mit den nöthigen Offizieren, unter welchen Letztern auch ich mich befand.

Wir waren befehligt, uns auf dieſem Platze zu befeſtigen und hier zu bleiben, bis wir abgelöſ't werden würden, was ſelbſt von dem Offiziere, der uns als Commandant beigegeben worden, etwas unbeſtimmt aufgefaßt ward.

Nachdem der General dieſe Befehle ertheilt, marſchirte er an der Spitze ſeines Centrums weiter und überließ uns unſerm Schickſale.

Unſere kleine Schaar fühlte wohl die gefährliche Poſition, in welche wir auf dieſe Weiſe verſetzt waren, und wir begannen ſofort, ſie ſo viel als möglich zu verbeſſern. Wir fällten Bäume — bauten ein Blockhaus, gruben einen Brunnen und umgaben Beides mit einer feſten Palliſade. Zum Glück wurden wir von dem Feinde beinahe eine Woche lang nach dem Abmarſche der Armee nicht entdeckt, ſonſt wären wir ſicherlich bis auf den letzten Mann niedergemetzelt worden. Die Indianer waren aller Wahrſcheinlichkeit nach dem Centrum gefolgt und auf dieſe Weiſe waren wir für den Augenblick ihrer Nachbarſchaft überhoben.

Am sechsten Tage jedoch erschienen sie und forderten uns auf, uns zu ergeben.

Wir weigerten uns und kämpften — immer und immer wieder in Zwischenräumen — nicht weniger als fünfzig Tage lang.

Mehrere unserer Leute wurden getödtet oder verwundet. Unter den Erstern befand sich der tapfere Anführer unserer Schaar, Holloman, der durch einen zwischen den Spalten der Pallisade hindurch abgefeuerten Schuß seinen Tod fand.

Der uns zurückgelassene Proviant war auf zwei Wochen berechnet und wir mußten damit nicht weniger als sieben reichen! Dreißig Tage lang lebten wir von rohem Mais und Wasser, mit einigen Händevoll Eicheln, die wir von den innerhalb unserer Pallisade stehenden Bäumen sammelten.

Auf diese Weise hielten wir uns, wie gesagt, fünfzig Tage, und immer noch kam kein Obercommandant — keine Armee, um uns abzulösen.

Während dieser ganzen traurigen Belagerung hörten wir von keinem von beiden ein Wort. Kein weißes Gesicht zeigte sich unsern hoffenden Augen, welche beständig darnach ausschauten. Wir glaubten uns gänzlich verlassen — vergessen.

Und dies war auch in der That der Fall. General Scott hatte in seiner Hast, aus Florida

hinauszukommen, ganz vergeſſen, den Beobachtungspoſten abzulöſen, und Andere, welche glaubten, daß wir ſchon lange umgekommen ſeien, nahmen ſich nicht die Mühe, uns Hilfe zu ſenden.

Der Hungertod ſtierte uns in's Antlitz, bis endlich der wackere alte Jäger Hickman ſich durch die Linien unſerer Belagerer hindurch ſchlich und unſere „Freunde daheim" von unſerer Lage in Kenntniß ſetzte.

Seine Meldung rief nicht wenig Aufregung hervor, und es ward eine Streitmacht abgeſendet, welcher es gelang, unſere Feinde zu zerſtreuen und uns aus unſerem Blockhausgefängniſſe zu befreien.

So endete „Scott's Feldzug", und mit demſelben ſein Commando in Florida. Die ganze Sache war eine Poſſe, und Scott ward vor Verſpottung und der Schande einer ſchleunigen Abberufung nur durch einen glücklichen Zufall gerettet, der ſich zu ſeinen Gunſten ereignete.

Er hatte bereits Befehl erhalten, an einem andern Indianerkriege — dem gegen die Creeks, welcher ſo eben in den ſüdweſtlichen Staaten zum Ausbruche gekommen — Theil zu nehmen, und dies gab dem geſchlagenen General eine Entſchuldigung an die Hand, ſich aus dem Blumenlande zurückzuziehen.

Florida war bestimmt, für amerikanische Generale ein Land trauriger Erinnerungen zu sein. Nicht weniger als sieben wurden nach der Reihe von den Seminolen und ihren schlauen Häuptlingen geschlagen. Es ist nicht meine Absicht, die Geschichte ihrer Mißgriffe und Mißgeschicke zu schreiben. Von dem Verschwinden des Generals Scott an war ich selbst nicht mehr bei der Hauptarmee. Mein Geschick führte mich durch die romantischeren Nebenwege des Feldzugs — auf den Pfaden des kleinen Krieges — und ich bin daher auch nur in den Stand gesetzt, über diesen zu schreiben. Somit entsage ich der großen Geschichte.

# Siebzehntes Kapitel.

## Der Zustand des Schwarzen Jake.

Wir hatten, nachdem wir das Blockhaus verlassen, Boote bestiegen, waren den Fluß hinab bis an die Mündung desselben gerudert und dann zur See nach St. Marks gelangt. Von hier zerstreuten sich die Freiwilligen jeder nach seiner Heimath, denn ihre Dienstzeit war abgelaufen. Sie gingen, wie sie Lust hatten, allein oder in Abtheilungen von drei und vier Mann.

Eine dieser Gruppen bestand aus dem alten Hickman, dem Jäger, einem Kameraden derselben Gattung, mir und meinem treuen schwarzen Knappen.

Jake war nicht mehr der Schwarze Jake von sonst. In seiner äußeren Erscheinung war eine

traurige Veränderung eingetreten. Seine Backenknochen ragten weit hervor, während die Wangen selbst eingefallen waren. Seine Augen waren weit in ihre Höhlen zurückgetreten, und die vernachlässigte Wolle stand dicht und kraus von seinen Schläfen ab. Seine Haut hatte ihre schöne glatte Politur verloren und zeigte jetzt deutliche Spuren von Runzeln. Ueberall, wo er sie mit seinen jetzt sehr langen Fingernägeln kratzte, kam eine weißliche, schorfige Fläche zum Vorschein.

Es war dem armen Schelme in dem Blockhause sehr schlimm gegangen, und dreiwöchentliches Hungern hatte seinem äußeren Menschen arg zugesetzt.

Auf seinen Muth und seine Lebensgeister aber hatte die Entbehrung einen nur geringen Eindruck gemacht. Während dieser ganzen Zeit hatte er seine joviale Laune bewahrt und sein Humor hatte mich oft aus meiner Niedergeschlagenheit aufgerüttelt. Während er an der Maiskolbe nagte und diese trockne Speise mit einem Schluck kalten Wassers hinunterspülte, überließ er sich wonnigen Visionen von „Hominy" und Schweinefleisch, welches er zu verschlingen gedachte, dafern es dem Schicksal beliebte, ihn nach der „alten Pflanzung" zurückkehren zu lassen.

Dergleichen freudige Aussichten auf künftigen Genuß setzten ihn desto besser in den Stand, die

drückende Gegenwart zu ertragen — denn jeder Vorgeschmack ist auch ein Genuß.

Jetzt, wo wir frei waren und uns auf dem Heimwege befanden, jetzt, wo er sicher sein konnte, daß seine Visionen sich bald in Wirklichkeit verwandeln würden, kannte Jake's Heiterkeit keine Grenzen mehr. Seine Zunge war fortwährend in Bewegung, sein stets offener Mund ließ fortwährend lächelnd die Doppelreihe seiner elfenbeinweißen Zähne sehen, während seine Haut ihren dunkeln öligen Glanz zusehends wieder zu gewinnen schien.

Jake war die Seele unseres Trupps, als wir so entlang trabten, und seine heitern Scherze entlockten selbst den gesetzten alten Jägern dann und wann ein lautschallendes Gelächter.

Was mich betraf, so theilte ich ihre Heiterkeit selten — blos dann und wann, wenn die Einfälle meines Dieners allzu unwiderstehlich waren. Es lag eine Düsterheit über mein Gemüth ausgebreitet, die ich nicht verstehen konnte.

Es hätte anders sein sollen. Ich hätte mich glücklich fühlen sollen, bei der Aussicht, nach Hause zu gelangen — die mir so theuern Angehörigen wiederzusehen; aber es war nicht so.

Bei meinem ersten Austritt aus unserm Blockhausgefängnisse war es allerdings so gewesen, aber

dies war blos der natürliche Rückschlag in Folge des Entrinnens von, wie es schien, sicherem Tode.

Meine Freude war eine kurze gewesen. Sie war vorüber und entschwunden, und jetzt, wo ich mich meiner Heimath näherte, legten sich schwarze Schatten über meine Seele — es erwachte in mir eine Ahnung, daß nicht Alles so sein würde, wie ich es anzutreffen wünschte. Ich konnte mir dieses Gefühl in keinerlei Weise erklären, denn ich hatte keine schlimmen Nachrichten gehört. Ich hatte überhaupt seit beinahe zwei Monaten von meiner Heimath und meinen Freunden gar Nichts gehört. Während unserer langen Belagerung waren keine Mittheilungen zu uns gedrungen, und in St. Marks erfuhren wir über die Niederlassungen am Suwanee auch nur wenig.

Wir waren daher, als wir so nach Hause zurückkehrten, unbekannt mit Allem, was während unserer Abwesenheit dort geschehen war — wenn nämlich wirklich etwas Bemerkenswerthes sich ereignet hatte.

Diese Unbekanntschaft an und für sich hätte Ungewißheit, Zweifel und selbst Befürchtungen erwecken können, aber sie war nicht die einzige Ursache meiner Ahnung.

Ihr Ursprung war ein anderer. Die Erinnerung an meine plötzliche Abreise — der unsichere

Zustand, in welchem ich die Angelegenheiten unserer Familie verlassen — die jetzt lebhaft wieder in meiner Erinnerung aufsteigende Abschiedsscene — die Erinnerung an Ringgold — Betrachtungen über die ruchlosen Anschläge dieses schlauen Bösewichts — alles Dies trug vielleicht dazu bei, die Befürchtungen zu erwecken, welche mich quälten.

Zwei Monate waren eine lange Zeit; viele Ereignisse konnten, selbst im engen Kreise der eigenen Familie eines Menschen, stattgefunden haben. Schon lange war das Gerücht gegangen, daß ich unter den Händen der feindlichen Indianer gefallen sei. Man hielt mich zu Hause und überall, wo man mich kannte, für todt, und dieser Glaube konnte zu schlimmen Resultaten geführt haben.

War meine Schwester ihrem Worte, welches sie in jener Stunde des Scheidens so nachdrücklich ausgesprochen, treu geblieben? Kehrte ich nach Hause zurück, um sie noch als meine geliebte Schwester zu finden? War sie noch unvermählt und frei? oder hatte sie den Bitten meiner Mutter nachgegeben und war doch noch das Weib des elenden Bösewichts geworden?

Während diese Muthmaßungen meine Gedanken beschäftigten, war es wohl nicht zu verwundern, wenn meine Stimmung keine heitere war. Meine

Kameraden bemerkten meine Niedergeschlagenheit und zogen mich in ihrer derben, aber gutmüthigen Weise deßwegen auf. Dennoch aber waren sie nicht im Stande, mich so heiter zu machen, wie sie selbst waren. Ich konnte die Last nicht von meinem Herzen wälzen. Ich mochte versuchen, was ich wollte, so lastete auf mir die Ahnung, daß etwas Schlimmes vorgefallen sei.

Leider, leider war die Ahnung nur zu wahr — nein, nicht wahr, sondern schlimmer — schlimmer als meine schlimmsten Ahnungen — sogar noch schlimmer als Das, was ich am Meisten gefürchtet hatte.

Die Nachricht, welche mich erwartete, war nicht die Nachricht von einer Vermählung, sondern von einem Todesfalle — von dem Tode meiner Mutter — und schlimmer noch als Tod — von entsetzlichem Zweifel über das Schicksal meiner Schwester.

Ehe ich meine Heimath erreichte, begegnete mir ein Bote, der eine entsetzensvolle Geschichte erzählte.

Die Indianer hatten die Niederlassung oder vielmehr meine eigene Pflanzung überfallen, denn weiter war ihr Raubzug nicht gegangen. Meine arme Mutter war unter den Messern der Wilden gefallen, mein Onkel auch, und meine Schwester?

Sie war fortgeſchleppt worden. Ich wartete nicht, um noch mehr zu hören, ſondern ſtieß meinem ſchon müden Pferde die Sporen in die Flanken und galoppirte fort, wie von plötzlichem Wahnſinn ergriffen.

# Achtzehntes Kapitel.

## Ein trauriger Anblick.

Die Schnelligkeit meines Pferdes brachte mich bald über die Grenzen der Pflanzung, und ohne anzuhalten, um mein Pferd verschnaufen zu lassen, galoppirte ich weiter und schlug den Weg ein, welcher am geradesten nach dem Hause führte. Es war nicht der Hauptweg, sondern ein Waldpfad, der hier und da durch gefällte Bäume versperrt ward. Mein Pferd war jedoch ein feuriges Thier und setzte mit leichter Mühe darüber hinweg.

Ich begegnete einem Manne, der in der Richtung vom Hause herkam — einem weißen Manne — einem Nachbar. Er winkte mir, als ob er sprechen wollte — ohne Zweifel von dem Unglücke. Ich machte jedoch nicht Halt, um auf ihn zu hören. Ich

hatte bereits genug gehört. Nur meine Augen noch wollten überzeugt ſein.

Ich kannte jede Biegung des Pfades. Ich kannte die Punkte, wo ich zuerſt des Hauſes anſichtig werden würde. Ich erreichte dieſen Punkt und ſchauete vorwärts. — Barmherziger Gott! es war kein Haus mehr zu ſehen. Außer mir vor Beſtürzung hielt ich mein Pferd an. Ich ſtrengte meine Sehkraft auf's Aeußerſte an, aber vergebens — es war kein Haus da.

Hatte ich denn einen falſchen Weg eingeſchlagen, oder ſchauete ich nach der falſchen Richtung hin? Nein — nein. Dort ſtand der rieſige Tulpenbaum, welcher die Mündung des Weges bezeichnete; dort ſtreckte ſich die Savannah; jenſeits derſelben folgten die Indigo- und Maisfelder, dann der dunkle bewaldete Hügel des Hommock, aber über dieſen letztern hinaus war Nichts zu ſehen — Nichts, was ich erkennen konnte.

Die ganze Landſchaft ſchien eine Veränderung erfahren zu haben. Die freundlichen weißen Wände — die grünen Jalouſieen — der heitere Anblick des Hauſes, welches von dieſem Punkte aus mich ſo oft begrüßt, wenn ich hungrig und müde von der Jagd zurückkehrte — Nichts war mehr zu ſehen. Die Schuppen, die Negerhütten, die Nebengebäude, ſogar das Pfahlwerk — Alles war verſchwunden.

An ihrer Stelle ſah ich dicke Rauchwolken am Himmel aufſteigen und ſich über die Sonne hinwegwälzen, bis ihre Scheibe nur noch roth hindurch ſchimmerte. Der Himmel ſchaute zürnend auf mich herab.

Nach dem, was ich bereits erfahren, ließ dieſer Anblick ſich leicht erklären. Er verurſachte mir keine neue Bewegung, weder der Ueberraſchung noch des Schmerzes. Ich war nicht im Stande, noch mehr zu leiden.

Wieder mein Pferd in Galopp ſetzend, ſprengte ich über die Felder dem Schauplatze der Verwüſtung entgegen. Als ich dem Platze näher kam, ſah ich Geſtalten von Menſchen, welche ſich in dem Rauche herum bewegten. Es ſchienen ihrer fünfzig bis hundert zu ſein. Ihre Bewegungen verriethen keine Aufregung. Nur Wenige bewegten ſich überhaupt, und dieſe mit einem gemächlichen Gange, welcher verrieth, daß ſie nicht in Thätigkeit waren. Die Uebrigen ſtanden in Gruppen umher und waren offenbar bloſe Zuſchauer des Feuers. Sie machten keinen Verſuch, die Flammen zu löſchen, welche, wie ich jetzt bemerkte, ſich mit dem Rauche miſchten. Einige eilten hin und her — die Meiſten davon zu Pferde — anſcheinend bemüht, einige Pferde und Zuchtthiere einzufangen, welche, nachdem ſie aus der

niedergebrannten Einhegung entwiſcht waren, jetzt wiehernd und brüllend umhergaloppirten.

Man hätte glauben können, daß die Männer, welche das Feuer umgaben, auch Die ſeien, welche es verurſacht, und einen Augenblick lang war dies auch meine Meinung. Der Bote hatte geſagt, daß der Ueberfall ſo eben ſtattgefunden habe, an demſelben Morgen bei Tagesanbruch. Dies war Alles, was ich gehört hatte, als ich davon eilte.

Es war noch zeitig — kaum eine Stunde nach Sonnenaufgang — denn wir waren die Nacht hindurch geritten, um die heißen Tagesſtunden zu vermeiden.

Waren die Wilden noch zur Stelle? Waren dieſe Leute Indianer? In dem dunkelrothen Lichte, unter dem Rauche und bei dieſer Jagd auf die Thiere — als ob man die Abſicht gehabt hätte, ſie fortzujagen — war dieſe Vorausſetzung eine ſehr wahrſcheinliche.

Die Meldung ſagte aber, ſie wären wieder fort. Wie hätten auch ſonſt dieſe Einzelnheiten, die Ermordung meiner Mutter — die Entführung meiner armen Schweſter, bekannt ſein können? Wie hatte man dieſe Thatſachen ermittelt, wenn die Wilden noch an Ort und Stelle waren? Vielleicht waren ſie fortgeweſen und wiedergekommen, um die Beute zu ſammeln und die Gebäude anzuzünden.

Einen Augenblick lang hatte ich dieſe Vermuthungen, ſie äußerten aber auf meine Schnelligkeit keine Einwirkung. Es fiel mir nicht ein, den Zügel anzuziehen, und mit beiden Händen faßte ich die geladene Büchſe.

Der Rachedurſt hatte mir faſt den Verſtand geraubt. Selbſt wenn ich die Ueberzeugung gehabt hätte, daß die dunkeln Geſtalten vor mir die der Mörder geweſen wären, würde ich ſofort mitten unter ſie hineingeſprengt ſein, um auf der Leiche eines Wilden mein eigenes Daſein zu enden.

Ich war nicht allein. Der Schwarze folgte mir, und dicht hinter ihm hörte ich die Hufſchläge von den Pferden der Jäger.

Wir galoppirten bis an den Rand des Rauches. Die Täuſchung war zu Ende. Es waren keine Indianer oder Feinde, ſondern Freunde, welche unſere Annäherung weder mit Worten noch mit Geſchrei begrüßten, ſondern nur mit dem ominöſen Schweigen der Theilnahme.

Ich hielt mein Pferd vor dem Feuer an und ſtieg ab. Die Leute ſammelten ſich um mich mit vielſagenden Blicken. Keiner ſprach ein Wort. Alle ſahen, daß das Ereigniß ſich ſelbſt erzählte.

Ich war der Erſte, welcher ſprach. Mit einer

Stimme, die so erstickt und heiser war, daß sie kaum gehört werden konnte, fragte ich: „Wo?“

Die Frage ward verstanden — man hatte sie erwartet. Einer hatte bereits meine Hand ergriffen und führte mich langsam um das Feuer herum. Er sagte Nichts, sondern zeigte auf den Hommock. Widerstandslos ging ich neben ihm her.

Als ich mich dem Wasserbecken näherte, gewahrte ich eine zahlreichere Gruppe, als irgend eine, die ich bis jetzt gesehen.

Die Leute standen in einem Kreise, die Augen nach innen gewendet und auf den Boden geheftet. Ich wußte, daß sie hier sei.

Bei unserer Annäherung blickten die Dastehenden auf und der Ring öffnete sich, indem beide Seiten sich mechanisch zurückzogen. Der, welcher mich bei der Hand gefaßt, führte mich schweigend weiter, bis ich in der Mitte stand.

Die Leiche meiner Mutter lag vor mir!

Neben ihr lag die meines Onkels, und weiterhin lagen die Leichen mehrerer Neger — dreier Sklaven, welche in der Vertheidigung ihres Herrn und ihrer Herrin gefallen waren.

Meine arme Mutter! Da lag sie erschossen — erstochen — skalpirt. Selbst im Tode hatte man sie noch entstellt.

Obſchon ich mich auf dieſen Anblick gefaßt gemacht hatte, ſo erſchütterte er mich doch auf's Gewaltigſte.

Meine arme Mutter! dieſe ſtieren Augen ſollten mich niemals wieder anlächeln — dieſe bleichen Lippen ſollten mich niemals wieder ſchelten oder ermuntern!

Ich war meiner Gemüthsbewegung nicht länger Herr; ich brach in Thränen aus, warf mich auf die Erde nieder, ſchlang meine Arme um die Leiche und küßte die kalten, ſtummen Lippen des Weſens, welches mich zur Welt geboren.

# Neunzehntes Kapitel.

---

## Die Fährte.

Mein Schmerz war ein tiefer und aufrichtiger. Die Erinnerung an die Augenblicke, wo meine Mutter mir einen gewissen Grad von Kaltsinn bewiesen — ganz besonders die Erinnerung an den letzten Abschied — machten meinen Schmerz noch brennender. Wären wir in Freundlichkeit und Liebe, mit dem Vertrauen früherer Jahre geschieden, so wäre mein Verlust leichter zu ertragen gewesen. Aber nein; ihre letzten Worte waren ein Vorwurf gewesen, und die Erinnerung daran war es, was meine Gedanken jetzt so schmerzlich verbitterte. Ich hätte die Welt darum gegeben, wenn die theure Geschiedene nur ein einziges Wort hätte hören können, um zu wissen, wie gern und vollständig ich ihr verzieh.

Meine arme Mutter! Alles war vergeben; ihre Fehler waren wenige und verzeihlich. Ich gedachte ihrer nicht. Der Ehrgeiz war ihre einzige Sünde, eine unter Frauen ihres Standes faſt allgemeine — aber ich dachte jetzt nicht mehr daran. Ich gedachte blos ihrer vielen Tugenden — blos, daß ſie meine Mutter war. Niemals bis dieſen Augenblick hatte ich gewußt, wie innig ich ſie liebte.

Es war jedoch jetzt keine Zeit, mich meinem Schmerze hinzugeben. Wo war meine Schweſter? Ich ſprang auf meine Füße, während ich dieſe Frage wild hervorſtieß.

Sie ward nur von Geberden beantwortet. Die, welche mich umgaben, zeigten auf den Wald. Ich verſtand dieſe Geberden — die Wilden hatten ſie fortgeſchleppt.

Bis zu dieſer Stunde hatte ich kein feindſeliges Gefühl gegen die rothen Männer empfunden, ſondern mich eher dem Gegentheile zugeneigt. Wenn ich auch nicht geradezu Freundſchaft für ſie empfand, ſo war es doch etwas damit Verwandtes. Ich kannte das große Unrecht, welches ſie von unſern Leuten erduldet hatten und noch erdulden mußten. Ich wußte, daß ſie zuletzt doch beſiegt werden würden und ſich unterwerfen müßten. Ich hatte Theilnahme mit ihrer unglücklichen Lage empfunden. Dieſe Theil-

nahme aber war nun dahin. Der Anblick meiner ermordeten Mutter führte einen augenblicklichen Umſchwung in meinen Gefühlen herbei, und an die Stelle der Sympathie für die Wilden trat grimmige Feindſchaft. Ihr Blut ſchrie laut nach Rache und mein Herz war begierig, dieſem Rufe zu gehorchen.

Ich ſtand nicht allein. Der alte Hickman und ſein Kamerad ſtanden mir zur Seite, und fünfzig Andere verſprachen mir ſofort, mich bei der Verfolgung des Feindes zu unterſtützen.

Der Schwarze Jake gehörte zu Denen, welche am lauteſten blutige Vergeltung verlangten. Auch er hatte ſeinen Verluſt erlitten. Viola war nirgends zu finden — ſie war mit den andern Hausſclaven fortgeſchleppt worden. Einige waren vielleicht freiwillig mitgegangen, aber Alle waren fort — Alle, die nicht todt waren. Die Pflanzung und ihre Leute hatten keine Exiſtenz mehr. Ich war ebenſowohl heimathlos als mutterlos.

Es war jedoch keine Zeit, eitlen Kummer zu verſchwenden. Sofortiges Handeln war nöthig und ward beſchloſſen. Die Leute waren bewaffnet und kampffertig zur Stelle gekommen, und wenige Minuten genügten, um Alles für die Verfolgung in Bereitſchaft zu ſetzen.

Für mich ſowohl als meine zeitherigen Reiſe-

gefährten wurden frische Pferde herbeigeholt, und nachdem wir ein in aller Eile zubereitetes Frühstück zu uns genommen, stiegen wir auf und verfolgten die Fährte der Wilden.

Es war dies sehr leicht, denn die Mörder waren beritten gewesen und die Spuren ihrer Pferde verriethen sie.

Sie waren eine Strecke weit den Fluß hinaufgeritten, ehe sie denselben passirten, und dann mit ihren Pferden hinüber nach der indianischen Seite geschwommen. Ohne Zögern thaten wir dasselbe.

Ich entsann mich der Stelle noch recht wohl. Ich war hier schon ein Mal übergesetzt — vor zwei Monaten — als ich die Spur von Oceola's Rosse verfolgte. Es war der Weg, den der junge Häuptling eingeschlagen hatte.

Dieses Zusammentreffen brachte auf mich einen gewissen Eindruck hervor, und nicht ohne Schmerz bemerkte ich es.

Es führte zu allerhand Betrachtungen. Zeit dazu hatte ich, denn die Fährte war an manchen Stellen weniger in die Augen fallend, und ihr Aufsuchen verzögerte das Vorrücken. Es führte auch zu Nachforschungen.

Hatte Jemand die Wilden gesehen? — oder be-

merkt, zu welcher Schaar sie gehörten? Wer war ihr Anführer?

Ja. Alle diese Fragen wurden bejahend beantwortet. Zwei Männer, welche versteckt neben der Straße lagen, hatten die Indianer abziehen sehen. Sie hatten auch ihre Gefangenen gesehen — meine Schwester — Viola — und einige andere Sclavenmädchen von der Pflanzung. Diese waren zu Pferde und wurden jede von den Armen eines Wilden festgehalten. Die Schwarzen marschirten zu Fuße. Sie waren nicht gebunden. Sie schienen freiwillig mitzugehen. Die Indianer waren Rothstecken und von Oceola angeführt.

Dies war der Glaube Derer, die mich umgaben, und gründete sich auf den Bericht der Leute, welche im Hinterhalte gelegen hatten.

Es ist schwer, den Eindruck zu beschreiben, den diese Mittheilungen auf mich machten. Er war außerordentlich schmerzlich. Ich bemühete mich, dem Gerüchte nicht zu glauben. Ich beschloß auch, ihm nicht eher Glauben beizumessen, als bis ich weitere Bestätigung erhalten haben würde.

Oceola! O, Himmel! Ganz gewiß hatte er diese That nicht gethan. Er konnte es nicht gewesen sein.

Die Leute konnten sich geirrt haben. Es war

noch vor Tagesanbruch, als man die Wilden gesehen hatte. Die Dunkelheit hatte sie vielleicht getäuscht. Jede von den Indianern ausgeführte Heldenthat, aber auch jeder Raubzug ward Oceola beigemessen. Oceola war überall. Ganz gewiß war er hier nicht gewesen.

Wer waren denn die beiden Männer — die Augenzeugen? Nicht ohne Ueberraschung hörte ich die Antwort. Es waren Spence und Williams!

Zu meiner Ueberraschung erfuhr ich auch jetzt, daß sie sich unter der Schaar befanden, welche mir folgte und sich freiwillig erboten hatte, mir für das an meinem Eigenthume und meiner Familie verübte Verbrechen Rache nehmen zu helfen.

Seltsam, dachte ich. Aber noch seltsamer war, daß Arens Ringzold nicht zur Stelle war. Bei der Feuersbrunst war er zugegen und, wie mir gesagt ward, mit seinen Rachedrohungen am Lautesten gewesen; aber er war nach Hause zurückgekehrt; auf alle Fälle befand er sich nicht unter der Schaar der Verfolger.

Ich rief Spence und Williams herbei und fragte sie genau aus. Sie blieben bei ihrer Behauptung. Sie gaben zu, daß es noch dunkel gewesen sei, als sie die Indianer von dem Blutbade hatten zurückkehren sehen. Sie konnten nicht gewiß sagen, ob es

die Krieger vom Stamme der Röthſtecken oder die von dem „Langen Sumpfe“ geweſen ſeien. Sie hielten ſie jedoch für die Erſtern. Was ihren Anführer betraf, ſo hegten ſie jedoch keinerlei Zweifel. Es war Oceola geweſen, der ſie angeführt hatte. Sie erkannten ihn an den drei Straußenfedern auf dem Kopfe, welche ihn vor allen ſeinen Leuten auszeichneten.

Die beiden angeblichen Augenzeugen ſprachen ganz poſitiv. Welches Intereſſe konnten ſie daran haben, mich zu täuſchen? Was konnte es ihnen verſchlagen, ob der Anführer der Mörderbande Oceola, Coa Hajo oder Onopa ſelbſt war?

Ihre Worte führten Ueberzeugung herbei in Verbindung mit andern Umſtänden, tiefe, peinliche Ueberzeugung. Der Mörder meiner Mutter, der, welcher mein Vaterhaus niedergebrannt und meine Schweſter in grauſame Gefangenſchaft geſchleppt hatte, konnte Niemand anders ſein als Oceola.

Alle Erinnerung an unſere frühere Freundſchaft ſtarb mit einem Male. Mein Herz brannte vor Feindſeligkeit und Haß gegen den Mann, den ich einſt ſo innig bewundert hatte.

# Zwanzigstes Kapitel.

## Der Alarm.

Es gab aber auch noch andere mit dem blutigen Ereigniſſe zuſammenhängende Umſtände, welche bei näherer Betrachtung eigenthümlich und geheimnißvoll erſchienen. Durch die plötzliche Erſchütterung war mein inneres Auge vollſtändig umdüſtert worden und dieſe Umſtände waren meiner Beachtung entgangen.

Ich glaubte, es ſei ein gewöhnlicher Ueberfall der Indianer geweſen, in Folge deſſen meine Mutter ermordet und meine Schweſter fortgeſchleppt worden wäre. Die Wilden hätten, durch Blut noch nicht zufriedengeſtellt, auch noch das Feuer hinzugefügt — dieſe Gräuelthaten ſeien zur Rache für frühere von den Händen ihrer weißen Feinde erduldete

Beleidigungen verübt worden — dergleichen Dinge seien anderwärts auch geschehen und geschähen fast täglich — warum nicht an den Ufern des Suwanee eben so wie in andern Districten des Landes?

In der That hatte man sich auch schon darüber gewundert, daß die Niederlassung so lange unbeläſtigt geblieben war. Andere — die von den Verschanzungen der Seminolen viel weiter entfernt waren — hatten bereits eine ähnliche furchtbare Heimsuchung erlitten, warum sollte die unsere davon verschont bleiben? Dieser Umstand war wohl bemerkt und die Bewohner dadurch in trügerische Sicherheit gelullt worden.

Die Erklärung, welche man in Bezug auf diesen Umstand aufstellte, war die, daß die Hauptarmee der Indianer anderwärts beschäftigt gewesen sei und die Bewegungen von Scott's dreifacher Armee überwacht habe. Da unsere Niederlassung stark sei, so habe keine kleine Schaar es wagen können, einen Angriff darauf zu machen.

Jetzt aber war Scott nicht mehr da, seine Truppen hatten sich in die Forts — in ihre Sommerquartiere — zurückgezogen, denn in Florida ist der Winter die Jahreszeit für Feldzüge, und den Indianern, welchen alle Jahreszeiten gleich waren, stand

es jetzt frei, ihre Streifzüge gegen die jenseits der Grenze gelegenen Pflanzungen weiter auszudehnen.

Dies schien in der That die richtige Erklärung der Ursache zu sein, aus welcher ein Angriff auf die Niederlassung am Suwanee so lange verschoben worden.

Während des ersten Ausbruchs meines Schmerzes, als ich die Nachricht von dem Unglücke erhielt, nahm ich diese Erklärung als die richtige an und glaubte, ich und die Meinigen seien blos die Opfer einer allgemeinen Rache geworden.

Die Augenblicke der Bestürzung gingen jedoch bald vorüber, und die eigenthümlichen Umstände, auf welche ich hingedeutet, begannen in meinen Augen größeres Gewicht zu gewinnen.

Vor allen Dingen: Warum war unsere Pflanzung die einzige, welche überfallen worden? Warum war unser Haus das einzige, welches man in Brand gesteckt? Warum war unsere Familie die einzige, welche ermordet worden?

Diese Fragen machten mich stutzig, und es war ganz natürlich, daß sie es thaten. Es gab noch mehr Pflanzungen längs dem Flusse, die ebenfalls ohne Schutz waren — andere Familien, die wegen ihrer Feindseligkeit gegen das Volk der Seminolen weit bekannter waren — ja, was ein noch größeres

Digitized by Google

Geheimniß war, die Pflanzung Ringzold's lag gerade auf dem Wege der Plünderer. Wie ihre Fährte bewies, waren sie um dieselbe herumgegangen, um unser Haus zu erreichen, und sowohl Arens Ringzold als auch sein Vater hatten sich seit langer Zeit durch bittere Feindschaft gegen die rothen Männer und gewaltsame Eingriffe in ihre Rechte einen Namen zu machen gesucht.

Warum hatte man also die Pflanzung Ringzold's unbelästigt gelassen, während man die unsere zur Vernichtung ausersehen? Waren wir die Opfer einer speziellen und persönlichen Rache?

Es mußte so gewesen sein; ohne Zweifel war es so. Nach langer Ueberlegung konnte ich zu keinem andern Schlusse kommen. Nur auf diese Weise ließ das Geheimniß sich erklären.

Und Powell — o, konnte er es wirklich gewesen sein? — Konnte mein Freund sich einer so entsetzlichen Gräuelthat schuldig gemacht haben? War es wahrscheinlich? War es möglich? Nein — Keins von Beidem.

Trotz der Aussage der beiden Männer — und ich wußte, daß sie elende, verworfene Strolche waren — trotz Allem, was sie gesehen und gesagt, weigerte mein Herz sich, es zu glauben.

Welchen Grund konnte Oceola haben, gerade diesen Mord zu vollbringen? Allerdings war meine Mutter unfreundlich gegen ihn gewesen — mehr noch als das, undankbar. Sie war ihm einmal mit Verachtung begegnet; ich wußte es noch recht wohl, auch er wußte es wahrscheinlich noch.

Digitized by Google

Aber ganz gewiß hätte er, der edle Jüngling — in meinen Augen das Ideal des Heroismus — keinen ſo kleinlichen Groll, wenigſtens nicht ſo lange gehegt und würde ihn auch nicht durch einen Act ſo blutiger Vergeltung gerächt haben. Nein — nein — nein!

Und überdies, würde Powell die Wohnung der Ringzold's wohl unberührt gelaſſen haben, die Wohnung Arens Ringzold's, eines ſeiner verhaßteſten Feinde — eines der vier Männer, welche er geſchworen, um's Leben zu bringen? Dies war an und für ſich der unwahrſcheinlichſte Umſtand in Verbindung mit der ganzen Sache.

Ringzold war zu Hauſe geweſen — er hätte im Schlafe überfallen werden können — ſeine ſchwarzen Sclaven würden kaum Widerſtand geleiſtet haben. Auf alle Fälle hätten ſie eben ſo leicht beſiegt werden können, wie die unſeren.

Warum war er daher am Leben gelaſſen worden? Warum hatte man nicht ſein Haus in Brand geſteckt?

Wenn ich der Annahme beipflichtete, daß Oceola der Anführer der Mordbrennerſchaar geweſen, konnte ich nicht begreifen, warum er Arens Ringzold am Leben gelaſſen haben ſollte, während er Leute umbringen ließ, die kaum ſeine Feinde waren.

Neue Mittheilungen, die mir, ſo wie wir weiter kamen, gemacht wurden, führten zu neuen Betrachtungen. Man ſagte mir, die Indianer hätten ſich ſehr eilig davongemacht und gewiſſermaßen die Flucht ergriffen. Die Feuersbrunſt hatte eine große

Digitized by Google

Anzahl Bürgerſoldaten — eine Patrouille, die eben ihre Runden machte — herbeigelockt und das von den Wilden nicht erwartete Erſcheinen derſelben die letztern bewogen, ſich ſchleunigſt nach den Wäldern zurückzuziehen. Ohne dieſen Umſtand hätten wahrſcheinlich andere Pflanzungen daſſelbe Schickſal gehabt, wie die unſere — vielleicht auch die Ringzold's.

Dieſe Meinung war eine ziemlich einleuchtende. Die Schaar der Plünderer war nicht groß — aus ihren Spuren ſahen wir, daß es ihrer nicht mehr als fünfzig geweſen waren, und daraus erklärte ſich ihr Rückzug bei dem Erſcheinen ſelbſt einer kleineren Streitmacht. Die Leute behaupteten, es ſei wirklich ein Rückzug geweſen. Dieſe Mittheilung gab der Sache ein anderes Anſehen. Ich ſah mich abermals genöthigt, Muthmaßungen anzuſtellen, ich mußte abermals Verdacht gegen Oceola ſchöpfen.

Vielleicht verſtand ich ſeine indianiſche Natur nur halb, vielleicht war er dennoch das Ungeheuer geweſen, welches dieſen Schlag geführt hatte. Abermals fragte ich mich in Bezug auf ſeinen Beweggrund. Welchen Beweggrund konnte er haben? Ha, meine Schweſter Virginia! — o Gott, konnte Liebe — Leidenſchaft —

„Die Indianer! Indianer! Indianer!“

Ende des vierten Bandes.

Druck von C. Roeßler in Grimma.

Digitized by Google